

GO

03/08

Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl



NACKT

Zwölf Autorinnen und Autoren entschleiern prüde Schweden, Auftragskiller und selbsternannte Heilsbringer. Sie entblößen Teufelsaustreiber, Prügelknaben, geläuterte Zuhälter – und sich selbst

Wir stecken unsere ganze Energie in die Zukunft.



Energie braucht Impulse – wir liefern sie: mit zahlreichen Projekten, um Energie noch effizienter zu machen. Zum Beispiel mit EnBW EnyCity, der Energiestadt der Zukunft, die nachhaltig Energie und CO₂ spart. Oder mit dem intelligenten Stromzähler: Er macht Ihren Verbrauch transparent, hilft gezielt Energie zu sparen – und bringt so die Zukunft zu jedem Einzelnen nach Hause.

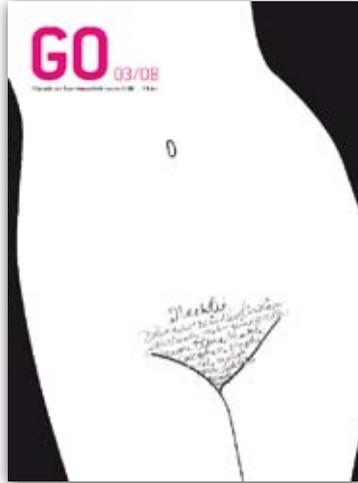
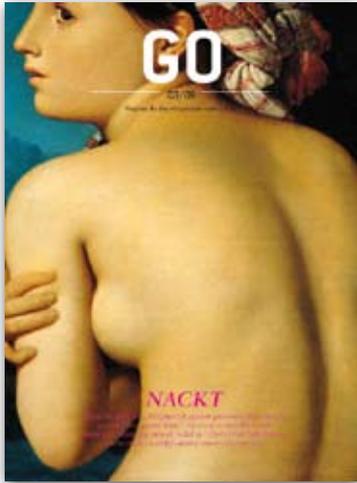
www.enbw.com/impulse

 **EnBW**

Energie
braucht Impulse

EDITORIAL

Produktenttäuschung



Wer in dieser Ausgabe auf viel nackte Haut hofft, wird zwar nicht völlig enttäuscht. Aber er muss sich auf seiner voyeuristischen Suche erst durch nackte Landschaften, nackte Seelenzustände, nackte Zahlen und nackte Tatsachen blättern. „Produktenttäuschung“ nennt man in der Werbesprache, wenn der Inhalt nicht hält, was das Etikett verspricht. Doch die Enttäuschung verwandelt sich in diesem Fall schnell in Überraschung.

Nackt ist schließlich mehr als Haut ohne Haare. Nackt ist, was dahinter steckt. Nackt ist die Wahrheit. Die zwölf jungen Reporterinnen und Reporter haben sich nach kurzer, heftiger Diskussion für das Thema „Nackt“ als Oberbegriff ihres Abschlussmagazins entschieden, weil Journalismus auch Enthüllung und Demaskierung ist. Wie richtig sie damit lagen, zeigte sich während der Produktionsphase des „Go“-Magazins – im Februar titelte das „Süddeutsche Zeitung Magazin“ mit „Nackte

Wahrheit“ und ließ die „Go“-Redaktion rätseln: Gab es einen Maulwurf in der Schule oder lag man mit dem Thema einfach nur voll im Trend?

Auf dem „Go“-Cover hat ein Mann seine Haut an der Garderobe abgegeben. Wo der Kopf sein sollte, steckt ein Kleiderbügel. Es war nicht leicht, unter den Titelvorschlägen der jungen Hamburger Art-Direktorin Alexandra Lucatello eine Entscheidung zu treffen. Sie waren (siehe oben) alle bestechend.

Mit „Nackt“ liegt nun das dritte „Go“-Magazin der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl vor. Ab sofort stehen die jungen Journalistenkollegen im rauen Wind der Praxis – warm angezogen und alles andere als nackt.

Philipp Maußhardt

Reportagemagazin Nr. 3 der Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl, einer Kooperation der Reportageagentur Zeitspiegel und der Volkshochschule Reutlingen GmbH

Chefredakteur Philipp Maußhardt, Erdmann Wingert

Art-Direktor Alexandra Lucatello, Wolfgang Behnken (Beratung)

Textredaktion Barbara Bollwahn, Toni Keppeler, Ingrid Kolb, Philipp Maußhardt, Jan Rübel, Erdmann Wingert

Chefs vom Dienst Sascha Hellmann, Julia Rommel, Markus Wanzeck

Bildredaktion Paul Lampe (Koordination), Uli Reinhardt (Koordination), Torben Dietrich, Carolin Gagidis-Rappenberg, Kety Quadrino

Schlusskorrekturen Sarah-Juana Holz, Anke Lübbert, Anne Meyer

Anzeigen Stefan Junger (Koordination), Selina Byfield, Sara Mously, Kristin Oeing

Autoren Selina Byfield, Torben Dietrich, Carolin Gagidis-Rappenberg, Sascha Hellmann, Sarah-Juana Holz, Anke Lübbert, Anne Meyer, Sara Mously, Kristin Oeing, Kety Quadrino, Julia Rommel, Markus Wanzeck

Fotografen Alberto Aparicio, Lukas Coch, Torben Dietrich, Santiago Engelhardt, Carolin Gagidis-Rappenberg, Kathrin Harms, Rainer Kwiotek, Martin Langer, Anne Meyer, Karsten Schöne, Hadi Tamer, Eric Vazzoler

Illustrationen Helge Henning (www.planet.weizenkeim.org)

Bildnachweis/Zusatzmaterial Cover: photocase.com @ mattlog; S. 3: photocase.com @ turbo1000; S. 8-9: Michael Württemberg/Ex-Press; S. 10-11: Jens Koehler/ddp; S. 12-13: Picture Alliance/dpa/Ramón de la Rocha; S. 14: photocase.com @ turbo1000; S. 40: photocase.com @ ig3i; S. 64: photocase.com @ rolleyes; S. 72: photocase.com @ Mark(us); S. 74-75: Lutz Roeßler/Theater Lübeck; S. 82: Max Scheler/stern; S. 88: photocase.com @ Jan Wegner; S. 90: Theodore Vranas/IML/iaif; S. 103 oben: Ropi; S. 106: Stephanie Füssenich; S. 113: Wildbach- und Lawinenverbauung Österreich; S. 114: REX FEATURES LTD; S. 115 v.o.l.n.u.r.: photocase.com @ bommeloni, Heidi und Hans-Jürgen Koch, Nataliya Kuznetsova, Max Scheler/stern; S. 116: photocase.com @ yemaïja; S. 118-122: www.youtube.com; S. 125: Marcus Vogel; S. 128: Keystone/Conti-Press; S. 130-131: Julia Lindemalm; S. 135: Urban-Social GmbH; S. 137: Jens Schlueter/ddp; S. 142: © Marcel van der Vlugt; S. 145: Standbild aus „Dein Kind, das unbekannte Wesen“ (1970).

Druck Druckerei Fink, Pfullingen

Herausgeber Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl
c/o Volkshochschule Reutlingen, Spendhausstr. 6, 72764 Reutlingen,
Tel.: 07121 336182, info@reportageschule.de, www.reportageschule.de

Geschäftsführer Dr. Ulrich Bausch

Schulmanagement Stefan Junger

Kuratorium Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb, Dr. Rainer Märklin, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter, Prof. Dr. Willi Weiblen

Vertrieb Zeitspiegel Reportagen, Strümpfelbacher Straße 21,
71384 Weinstadt-Endersbach, Tel.: 07151 9646-0,
www.zeitspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.



Wir machen den Wert

Auch morgen wieder

Ab Bank sind wir seit fast 150 Jahren vor Ort – von morgens bis abends. Und so wird es auch morgen wieder sein.

Volksbank Reutlingen

www.volksbank-reutlingen.de



DIE REPORTAGESCHULE

Die Zeitspiegel-Reportageschule Günter Dahl vermittelt nicht nur das Hand- und Kopfwerk der Reportage, sondern auch die Grundlagen eines ethisch verantworteten Journalismus. Zu diesem Zweck hat sich die Agentur Zeitspiegel mit der Volkshochschule Reutlingen GmbH in einer Kooperation zusammengeschlossen. Die auf Reportagen spezialisierte Agentur liefert das journalistische Know-how, die Volkshochschule Reutlingen GmbH, mit über einem Dutzend Bildungseinrichtungen eines der größten Weiterbildungszentren Deutschlands, übernimmt das Management.

Die Vollzeitausbildung zum Reportage-Journalisten dauert, inklusive Praktikum, 12 Monate. Die Schule ist dem im April 2004 verstorbenen Journalisten und Zeitspiegel-Mitglied Günter Dahl gewidmet. Sein Name steht für Anspruch, Glaubwürdigkeit und Verantwortung im Journalismus. „Ein Reporter des Lebens. Einer, der weiß, dass auf einem Quadratmeter Schrebergarten mehr Wunder zu finden sind, als mancher Reporter auf einem Kontinent findet.“ (Henri Nannen über Günter Dahl)

Das Bedürfnis nach Vertiefung und hintergründiger Information wächst. Steigende Einschaltquoten bei Fernsehkanälen wie „Arte“ und „Phoenix“ oder die erfolgreichen Neugründungen von Zeitschriften wie „mare“, „brand eins“ oder „cicero“ belegen diesen Trend. „Slow food“ statt Schnellimbiss am Zeitungskiosk. Da in der Reportage genau jene journalistische Stilform gepflegt wird, die dem Bedürfnis nach Vertiefung entspricht, rechnen wir fest mit einer steigenden Nachfrage nach fundierten, gut recherchierten und interessant geschriebenen Texten.

Dr. Ulrich Bausch
Uli Reinhardt

Die Schule dankt:

- Dr. Ing. h.c. F. Porsche AG
- EnBW Energie Baden-Württemberg AG
- Industrie- und Handelskammer Reutlingen
- Stiftung Landesbank Baden-Württemberg
- Malerwerkstätten Heinrich Schmid GmbH & Co. KG
- MFG Baden-Württemberg Innovationsagentur des Landes für Informationstechnologie und Medien
- Anwaltskanzlei Meister, Maier & Kollegen, Nürtingen
- G&J-Archiv
- Stern-Fotoredaktion
- Südwest Metall, Verband der Metall- und Elektroindustrie Baden-Württemberg e.V.
- Volksbank Reutlingen e.G.



I

II

Bis aufs Hemd

- 16 Elvin verlernt das Fischen**
 Vom verzweifelten Versuch eines Embera-Indianers, im modernen Panama die eigene Kultur zu bewahren
 – von *Kristin Oeing*
- 26 Endlich pleite!**
 Warum Hausfrau Marita Gebauer froh darüber ist, offiziell bankrott zu sein
 – von *Sara Mously*
- 32 Gut geschnürt ist halb verführt**
 Die letzte Meisterkorsettieri Berlins weiß, wie man weibliche Rundungen verpackt
 – von *Selina Byfield*
- 36 Das Ich schlachten**
 Mit Zigarette und Sektglas in der Hand erklärt Zen-Meister Wieland Schmid die Welt – von *Sascha Hellmann*

Unter die Haut

- 42 18 Jahre, 173 Zentimeter, 36 Kilogramm**
 Magersüchtige finden sich selbst dann noch dick, wenn sie kurz vorm Verhungern sind. Eine neue Therapie soll helfen, das Zerrbild zu korrigieren
 – von *Anne Meyer*
- 46 Mein Mann, mein Mörder**
 Recep U. soll einen Killer auf seine Frau angesetzt haben. Doch die deutschen Behörden verhaften ihn nicht
 – von *Selina Byfield*
- 54 Auf Teufel komm raus**
 Wer glaubt schon noch an Luzifer? – Heike H. ist überzeugt, dass sie vom Teufel besessen ist – von *Anne Meyer*
- 60 Der Feind in meinem Kopf**
 Die schlimmste Angst ist die vor der Angst, sagen Martha K. und Sabrina E.
 – von *Markus Wanzeck*

- 03 Editorial**
04 Impressum
05 Die Reportageschule
08 Nackte Helden
146 Die Autoren



III

Hosen runter!

- 66 Typologie der Nacktheit**
Karikaturen – von *Helge Henning*
- 68 Schaut! Mich! An!**
Von den Qualen, die man als Gogo-Girl in einer Dorfdisko erleiden muss. Ein Selbstversuch – von *Sarah-Juana Holz*
- 74 „Schon wieder ein nackter Mann!“**
Theaterregisseur Kristo Sagor erklärt, warum sich seine Schauspieler ausziehen müssen – *Interview von Anke Lübbert*
- 76 Opas Geheimnis**
Kinder und Enkel wissen nicht, dass Christian Glassmann regelmäßig nackt posiert – natürlich nur für die Kunst – von *Julia Rommel*
- 82 Der real existierende Nudismus**
FKK ist unkaputtbar – *Glosse von Sarah-Juana Holz*
- 83 Der Zahlenprofessor**
Thomas Sonar hat eine Schwäche für nackte Zahlen. Eine hat er besonders lieb – von *Torben Dietrich*
- 84 Jenny**
Sie ist blond und hat den perfekten Körper. Rolf B. hat sich die Sexpuppe für eine Nacht gemietet – von *Kety Quadrino*

IV

Nackt im Wind

- 90 Griechische Tragödie**
Im vergangenen Sommer brannten die Wälder der Peloponnes. Noch immer leiden hunderte Familien unter den Folgen – von *Carolin Gagidis-Rappenberg*
- 98 Franz von Palermo**
Biagio Conte inszeniert sich als Heiliger. Er nutzt das Elend von Flüchtlingen, um sich selbst zu erhöhen – von *Kety Quadrino*
- 106 „Ich kann Pornografie nur empfehlen“**
Feministin Meredith Haaf im Gespräch – *Interview von Anke Lübbert*
- 108 Trau nicht dem Traunstein**
In einem Alpenstädtchen droht ein Erdbeben, Häuser und Lebensträume zu zerstören – von *Sara Mously*
- 114 Tierisch Nackt**
Manche finden sie süß, andere einfach nur eklig. Eine Bildergalerie über haarlose Tiere – von *Sarah-Juana Holz*

V

Schämt euch!

- 118 Eins auf die Zwölf**
„Fight Club“ in Frankfurt – Gewalt als Kick – von *Sascha Hellman*
- 124 Der Paulus von St. Pauli**
Einst war Peter Töpfer Herr über hundert Huren. Heute ist er Wanderprediger – von *Markus Wanzeck*
- 130 Bara Bröst**
Warum junge Schwedinnen dafür kämpfen, „oben ohne“ ins Schwimmbad zu dürfen – von *Torben Dietrich*
- 135 Marzahns Menschen – wie Gott sie schuf**
Jugendliche aus dem Berliner Problembezirk präsentieren sich in aller Unschuld – von *Torben Dietrich*
- 135 Hau ab aus Halberstadt**
Immer mehr Jugendliche verlassen das Harzvorland – aus Angst vor rechten Schlägern – von *Anke Lübbert & Julia Rommel*
- 142 „Ich wurde nie von meinem Schwanz gejagt!“**
Oswalt Kolle über Sex im Alter und sein Leben als Aufklärungspapst – *Interview von Markus Wanzeck*

NACKTE HELDEN I: Kein Geld für kalte Füße

Text: SARA MOUSLY

„Ich frage mich, wieso ich dafür einen Preis bekommen habe“, sagt der Schweizer Michael Würtenberg über sein Bild, das 2007 zum „Swiss Press Photo“ des Jahres gekürt wurde. Im August bekam er den Auftrag, den New Yorker Aktionskünstler Spencer Tunick bei der Arbeit zu fotografieren. Dessen Spezialgebiet: Massen von nackten Leibern an öffentlichen Plätzen. Mit seiner jüngsten Aktion wollte der Künstler auf den Klimawandel aufmerksam machen. 600 Nackte posierten dafür auf dem Aletschgletscher. Tunick machte das Künstlerfoto, Würtenberg das Bild, das später zum besten Schweizer Pressefoto ernannt werden sollte. Als er den Preis gewann, machten ihm Kollegen Vorwürfe, dass Würtenberg das Preisgeld eingestrichen hätte und nicht der Künstler. „Aber der bekommt Hunderttausende für seine Bilder, meine landen im Altpapier“, rechtfertigt sich Würtenberg. Also nahm er die 6000 Euro an, spendete aber einen Teil davon an Greenpeace. Nur die Modelle, die auf dem Gletscher kalte Füße bekommen hatten, erhielten keinen Rappen.





NACKTE HELDEN II: Für eine bessere Welt

Text: **KETY QUADRINO**

Nacktdemonstranten protestierten im Sommer 2007 am Strand von Heiligendamm gegen den G8-Gipfel. Ausziehen für die politische Überzeugungen hat eine lange Tradition: In den sechziger Jahren zeigten Vietnamkriegsgegner den US-Politikern ihren nackten Hintern, später ließen Rentner die Hosen runter, weil ihre Firma in Rio de Janeiro ihre Pensionen kürzte. Aktivisten der Tierschutz-Organisation PETA legten sich nackt und kunstblutverschmiert auf die Treppen der Kathedrale von Barcelona. Zwölf SPD-Politikerinnen aus Offenbach hofften durch einen Nacktkalender im Wahlkampf mehr Stimmen zu bekommen. Nur Angela Merkel war nicht „amused“, als sie in einer polnischen Zeitschrift im Badeanzug abgebildet wurde. Die Redaktion entschuldigte sich bei ihr, dabei war sie noch nicht einmal nackt.









NACKTE HELDEN III: Ein Bild und seine Geschichte

Text: **JULIA ROMMEL**

Um die Mittagszeit des 13. Februars 2007 trieb ein kräftiger Wind ein Flüchtlingsboot an den Strand „La Tejita“ auf Teneriffa ab. An Bord befanden sich 43 Afrikaner ohne Papiere, völlig erschöpft von den Tagen auf dem Meer ohne ausreichend Wasser und Nahrung. Jessica Moreno Padrón hatte sich gerade mit drei Freunden zum Sonnenbaden an den Strand gelegt, „als wir die Flüchtlinge sahen und sofort zum Meer rannten. Ich bin zwar Krankenschwester, aber in diesem Moment half das überhaupt nichts.“ Nachdem die Sanitäter des Roten Kreuzes eintrafen, konnte Jessica endlich etwas tun. Sie half den durchnässten Flüchtlingen die Kleidung zu wechseln, gab ihnen zu trinken und verabreichte Infusionen.

Das Foto der jungen Frau im Bikini und des erschöpften Flüchtlings ging um die Welt. Sie selbst konnte das Flüchtlingsboot nicht mehr vergessen, es beschäftigte sie tagsüber und ließ sie nachts nicht schlafen: „Vielleicht gewöhnen sich die Leute mit der Zeit an diese Bilder, aber das passiert doch jeden Tag: Die Menschen kommen hier an und viele sterben unterwegs.“ Zwei Monate später meldete sich die 27-jährige für die Einsatzteams des Roten Kreuzes.

„Das ist ein heftiger Job. Nicht jeder kommt damit zurecht“, sagt sie. An ihren freien Tagen und immer dann, wenn der Wind ein Boot an den Strand von Teneriffa bläst, steht sie wieder an der Küste. Dann aber in einer roten Rettungsweste und ausgestattet mit Medikamenten.



Bis aufs Hemd

**Da ziehe ich mich aus bis aufs Hemd
und werfe alle Pracht von mir, springe
durchs Fenster hinab in den Hof [...] und laufe,
laufe durch mein verbranntes Land, um mein Leben.**

Ernst Bloch, „Fall ins Jetzt“

I



| > | Nur noch am Wochenende kommt Elvin Flaco zurück in sein Dorf am Río Gatún. Dann streift er sich die Stadtkleidung vom Leib und springt in den Fluss

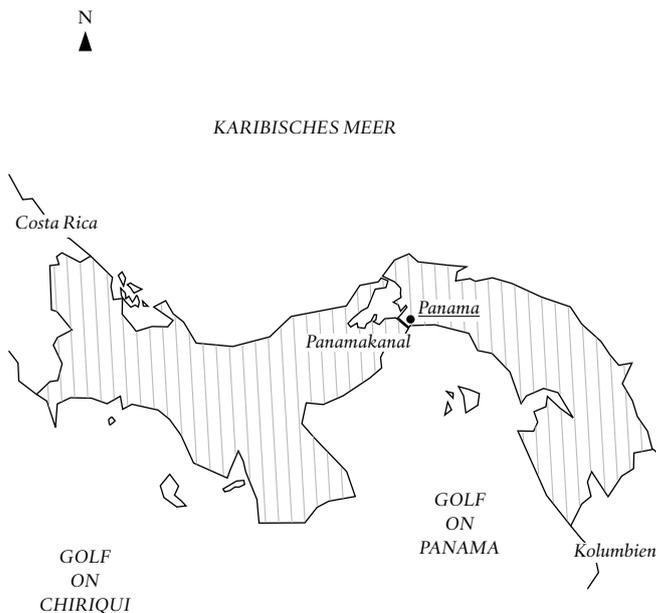


Elvin verlernt das Fischen

Eigentlich soll Elvin Flaco in Panama City die Interessen der Embera-Indianer vertreten. Doch das Leben in der Großstadt hat ihn entfremdet

Text: KRISTIN OEING <> Foto: ALBERTO APARICIO

„Die Weißen rodeten die Bäume und stahlen uns das Land. Für Menschen wie uns, die vom Ackerbau und der Jagd lebten, war das ein Todesurteil“



| > | Panama liegt auf der mittelamerikanischen Landbrücke. Es grenzt an Costa Rica im Westen und Kolumbien im Osten

Bewegungslos steht Elvin am Ufer des Gatún-Sees und hält den Speer über seinen Kopf. Fast nackt steht er da, nur ein schmales Tuch hat sich der Embera-Indianer um die Lenden geschlungen. Plötzlich stößt er zu und taucht fast zeitgleich im Wasser unter. „Nichts“, sagt Elvin als er eine Minute später wieder auftaucht. Der Fisch ist entwischt. „Ich kann es nicht mehr.“ Ihm fehlt die Übung. Der 26-jährige kräftig gebaute Mann ist nur noch ein „Wochenend-Indianer“. Am Freitag kehrt er aus Panama City zurück in sein Dorf Embera Quera und vergisst für zwei Tage die Millionen-Metropole am Pazifischen Ozean.

„Clanaa kuide“ – „lass uns baden“ – ruft ihm eine junge Indianerin zu. Auch sie trägt nur einen winzigen Fetzen Stoff am Leib. Doch Elvin schämt sich. Nach einer Stunde liegen zwei kleine Fische in dem roten Plastikeimer. Er holt den Einbaum und paddelt zurück ins Dorf, das nur wenige Kilometer den Fluss hinauf liegt, der hier in den See mündet. Dreißig Minuten später tauchen hinter einer Biegung erste Rauchschwaden am Himmel auf. Zwischen Bananenbäumen und Palmen liegt Embera Quera, das „duftende Dorf.“

Aus dem saftigen Grün des Tropenwaldes ragen ein knappes Dutzend Hütten hervor, die weit verstreut in dem hügeligen Gelände stehen. Das kleine Dorf entstand erst vor einem Jahr. 11 000 Dollar zahlten die Embera einem Privatmann für die acht Hektar, so groß wie zwölf Fußballplätze. Die Hütten bestehen nur aus einem einzigen Raum und sind wegen der heftigen Regenfälle auf Stelzen gebaut. In Elvins Elternhütte brutzeln die beiden kleinen Fische in einer Eisenpfanne über einem Holzfeuer. In einem anderen Topf siedeln Kochbananen. „Wir versorgen uns mit dem, was die Natur uns bietet“, sagt Elvin, und es klingt als habe er den Satz aus einem Touristenprospekt auswendig gelernt. „Die Natur ist unser Gott.“

Tatsächlich wirken die Bewohner des Indianerdorfes eher wie die Überlebenden eines gottverlassenen Volkes. Ihr Lebensraum wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer enger. Erst flohen sie aus ihrem Siedlungsgebiet im Osten des Landes, als Paramilitärs, Waffenschieber und Drogenbanden über die Grenze aus Kolumbien kamen und wahllos um sich schossen. Sie zogen sich tief in den Regenwald Panamas zurück. Doch mit dem Bau der „Panamericana“, die eine Rodungsschneise im Gebiet der Embera hinterließ, kamen Weiße in ihre Dörfer und weckten in vielen von ihnen den Wunsch nach einem besseren Leben. Vor zehn Jahren erkannte auch Elvins Familie die Zeichen der Zeit. „Die Weißen rodeten die Bäume und stahlen uns das Land. Für Menschen wie uns, die vom Ackerbau und der Jagd lebten, war das ein Todesurteil“, sagt Elvins Vater Atilano, ein kleiner, kräftig gebauter Mann. Die Emberas zogen zunächst ans Ufer des Río Chagres und erbauten dort ein neues Dorf. Doch vor einem Jahr zerstritten sich die Bewohner. „Wir arbeiteten alle in eine

Politik Demokratie und Menschenrechte sind seit dem Sturz des Militärregimes stabil verankert. Die Streitkräfte wurden 1994 vom Parlament abgeschafft.

Fläche Der Staat Panama hat eine Fläche von 75 517 km², davon sind 210 km² Binnenwasserflächen. Seine Küstenlinie ist 1915 km lang.

Klima In Panama herrscht ein tropisches Klima mit ganzjährigen Tagestemperaturen um die dreißig Grad. Die Regenzeit dauert von April bis Dezember.



| > | Das Dorf, in dem Elvins Eltern leben, ist nur über den Wasserweg zu erreichen. Mit dem einzigen motorisierten Boot holen Dorfbewohner ihn ab

Es ist früher Abend und die Sonne senkt sich über die Palmdächer des kleinen Indianerdorfes und taucht es in rotes Licht



- | 1 | Mit dem dunkelblauen Saft der Jenipapo-Frucht wird eine junge Embera-Frau bemalt
- | 2 | Um sich vor dem Hochwasser in der Regenzeit zu schützen, sind die Hütten auf meterhohen Stelzen gebaut

Kasse, doch plötzlich verschwanden mehrfach große Summen“, erzählt Atilano. Seine Sippe verließ zusammen mit sechs anderen Familien das Dorf und gründete Embera Quera.

Die kleine Siedlung liegt nur gut zwei Stunden mit Boot und Bus von der Hauptstadt entfernt. Für Touristen eine erträgliche Distanz. Die rund achtzig Bewohner leben heute hauptsächlich von dem, was die neugierigen Weißen bei ihren gelegentlichen Besuchen an Dollars im Dorf lassen. Fünfzig Dollar kostet der Besuch pro Tag und Person. Mehr als der Eintritt im Zoo.

Atilano hat sich die Haut mit dem dunkelblauen Saft der Jenipapo-Frucht bemalt. Außer einem blauen Tuch, das er sich geschickt um die Hüfte und Beine gewickelt hat, trägt er nichts. Aus einer Blechdose kramt Atilano einen Krokodilzahn hervor: „Habe ich selbst erlegt“, schwindelt er. „Erzähl’ das den Touristen“, sagt Elvin ärgerlich. Stumm blickt Atilano auf seine Frau Mitzi, die das Plastikgeschirr einsammelt, um es im Bach zu spülen.

Es ist früher Abend, und die Sonne senkt sich über die Palmdächer des kleinen Indianerdorfes und taucht es in rotes Licht. Papageien rufen aus Baumkronen und das Zirpen der Grillen wird von Minute zu Minute lauter. In den Hütten entzünden die Frauen ihr Feuer zum Kochen. Der Geruch des verbrannten Holzes zieht durch das Dorf. Die Frauen winden sich Stoff um die Hüften, der in allen Farben leuchtet. Ihre Brüste sind mit bunten Perlenketten bedeckt, aus Obstkernen gefertigt. Bevor die Touristen in ihr Dorf kamen, trugen sie außer den Ketten nichts. Doch seitdem sich das Leben vieler Embera in die Stadt verlagert hat, sie dort arbeiten und einkaufen, tragen immer mehr Bewohner westliche Kleidung. Ketten werden durch T-Shirts ersetzt. Statt barfuß zu laufen, schützen Schlappen die Fußsohlen.

Vor einer der Hütten sitzt Adilia Guaynora Dogirama, eine 16-jährige Mutter und stillt ihr Kind. Das Neugeborene hat sie mit Muttermilch und Kräutern am Kinn eingerieben, damit dem Mädchen nie Haare im Gesicht wachsen. Rituale, die immer mehr verloren gehen. So wie die Kunst des Bemalens, die Elvin von seinem Großvater lernte. „Er war ein Hexer“, sagt Elvin. „Er kannte alle Pflanzen, Kräuter und Tiere.“

Als es zu dunkeln beginnt, erzählt Elvins Großmutter einigen Kindern des Dorfes im Schein der von einem Generator betriebenen Neonlampe alte Geschichten ihres Volkes. Elvin liegt im selben Raum und schläft.

Er ist der Erste aus seiner Familie, der es als Student in die Großstadt geschafft hat. Vor sechs Jahren zog er nach Panama City. Nachdem er seinen Schulabschluss gemacht hatte, studierte er Ökotourismus an der Universität. Mit seinem Diplom fand er Arbeit bei der Jugendorganisation der Embera- und Wounaan-Indianer, die

Landwirtschaft 8,8% der Bodenfläche Panamas werden landwirtschaftlich genutzt: Hauptprodukte sind Bananen, Zuckerrohr, Reis, Ananas, Mais und Kaffee.

Verwaltung Panama ist in neun Provinzen (provincias) und fünf autonome Verwaltungsgebiete (comarcas) der indigenen Volksgruppen aufgeteilt.

Bevölkerung Panama hat etwa 3,2 Millionen Einwohner, von denen knapp die Hälfte in der Hauptstadt Panama City leben. 8% der Bevölkerung sind indianischer Herkunft.

sich für ihre Rechte stark machen. Zudem ist er Abgeordneter des Kongresses der „Vereinten Erde“, ein Zusammenschluss aller sechs Indianervölker Panamas.

Seine Wohnung liegt in San Miguelito, einem schäbigen Vorort der Millionenstadt. Eine gefährliche Gegend. Überfälle gehören zum Alltag. Hier leben die Ärmsten des Landes, viele von ihnen sind Embera-Indianer. Jeden Morgen verlässt er in Jeans, weißem Hemd und Turnschuhen seine Wohnung, läuft gebeugt durch die Straßen von San Miguelito, den Blick auf den Boden gerichtet. Er könnte in eines der tiefen Schlaglöcher stolpern auf seinem Weg vorbei an baufälligen Häusern, heruntergekommenen Holzverschlägen und Müll. An einer staubigen Schnellstraße wartet er auf den „roten Teufel“, einen der ausgedienten und mit Graffiti verzierten amerikanischen Schulbussen, den einzigen öffentlichen Bussen in Panama. Mit einer flüchtigen Handbewegung stoppt er das farbenprächtige Teufelsgefährt. Elvin setzt sich auf einen der zerschissenen Sitze. An den zerschrammten Fenstern ziehen die Wolkenkratzer der Banken vorbei. „Kaugummis, Nähzeug, Chips“, schreit ein junger Mann in ausgelatschten Sandalen durch den Bus und hält einen Beutel mit Krimskram in die Höhe. Elvin beachtet ihn nicht. Fliegende Händler gehören in Panama zum Stadtbild. In einem belebten Viertel in der Innenstadt, in das sich Touristen nur selten verirren, steigt er aus, um in „Nelson’s Café“ zu frühstücken. Rührei, Speck und frittierte Teigfladen. Aus seinem Fenster blickt er auf eine McDonalds-Filiale. Nie würde er dort essen. „Ich bin Anti-Imperialist“, sagt er, „deswegen rede ich auch nur Englisch, wenn ich unbedingt muss“.

Viele Panamaer sehen in den Embera zurückgebliebene Wilde, nur wenige haben wie Elvin einen Universitätsabschluss. Die meisten sprechen weder Englisch noch Spanisch, können weder lesen noch schreiben und müssen ihre Familien mit schlecht bezahlten Jobs durchbringen. Wenn sie einen haben. Rund fünfzig Prozent der Embera in Panama City sind arbeitslos.

Elvin ist spät dran. Der Kongress der panamaischen Indianervölker hat schon begonnen. Mit einer Stunde Verspätung trifft Elvin in einem Hotel ein, in dem sich die Kaziken, die Abgeordneten der einzelnen Stämme aus allen Teilen Panamas treffen. In einem stickigen Konferenzraum diskutieren sie über einen Gesetzesentwurf, den sie der panamaischen Regierung im März vorlegen wollen. „Der Staat will uns kein Land geben, weil wir es nicht produktiv nutzen“, erklärt Leovigildo Doviaza, der Kazike der Embera und versucht, mit seiner Stimme das Stöhnen und Ächzen der Klimaanlage zu übertönen. „Sie verstehen nicht, dass wir nicht nur unsere Kultur sondern auch die Natur retten wollen.“ Zwei autonome Gebiete in der „grünen Hölle“ Panamas gehören den Embera be-



| 3 | In der Trockenzeit zerfurchen tiefe Risse den Boden im Dorf

| 4 | Am Sonntagnachmittag kehrt Elvin vom Dorf zurück in die Stadt



| > | Nach dem Fischfang im Gatún-See kehren die Emberas mit dem Motorboot zurück in ihr Dorf. Sie ernähren sich fast ausschließlich von dem, was sie in der Natur finden



Religion Die Bevölkerung Panamas ist überwiegend christlich: 86 % sind Katholiken und 10 % Protestanten. Die amtliche Bezeichnung der Einwohner lautet „Panamaer“.

Währung Zahlungsmittel ist der Balboa, der im Verhältnis 1:1 an den US-Dollar gekoppelt ist. Der Balboa existiert nur in Münzen, ansonsten wird mit Dollarnoten gezahlt.

Wirtschaft Wichtigste Einkunftsquelle ist der Panama-Kanal, der rund 8 000 Menschen Arbeit bietet. 40 000 Arbeitsplätze kommen durch den Kanalausbau hinzu.



| > | Mit dem Bus zur Arbeit: Die „roten Teufel“ sind ausgediente amerikanische Schulbusse

Wäre er im Dorf geblieben, er wäre längst verheiratet. Die meisten Embera heiraten mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, manche noch früher

reits, zehn kleinere Gebiete sollen hinzukommen. „Wenn die Regierung dem Gesetz nicht zustimmt, werden wir den Druck erhöhen,“ sagt der Kazike und fährt sich mit den Fingern durch seine langen schwarzen Locken. „Würden sie heute zum Krieg aufrufen, würde es Krieg geben“, sagt Elvin und blickt auf die 25 Männer, allesamt in Jeans und Hemd gekleidet.

Am Abend trifft sich Elvin mit einem Freund in einer Bar. Mit jedem neuen Bier verschwindet die Müdigkeit aus den Augen des jungen Embera. „Noch eine Runde Atlas“, ruft Elvin der Kellnerin zu. Nach einer Stunde und mit fünf „Atlas“ im Blut bricht Elvin mit ein paar Männern zu einem heruntergekommenen Tanzschuppen auf. Salsa-Musik dröhnt über die meterhohen Steinmauern. Schon bald erobert Elvin die Tanzfläche, er lacht, ist ausgelassen. Eine dunkle Schönheit erregt seine Aufmerksamkeit. Sie tanzen eng umschlungen. Seine Hand gleitet an ihrem Rücken hinab. Elvin wirkt glücklich und bestellt Bier. Morgen beginnt das Wochenende und er wird zurück in sein Dorf fahren.

Verkatert steht er um sieben Uhr am Busbahnhof von Panama City. Ihn plagt sein schlechtes Gewissen: „Gestern Abend, das war meine dunkle Seite“, sagt er matt und meint den Alkohol und die schöne Frau. Wäre er im Dorf geblieben, er wäre längst verheiratet. Die meisten Embera heiraten mit fünfzehn oder sechzehn Jahren, manche noch früher. Doch er habe noch nicht „die Richtige“ gefunden. „Wir suchen selbst aus, wen wir heiraten“, sagt Elvin.

„Anhalten!“ ruft Elvin dem Busfahrer nach einer Stunde Fahrtzeit durch das Dröhnen der Ragga-Musik zu. Der rote Teufel hält, mitten im Nirgendwo steigt er aus. Nur ein kleiner Laden, der frisches Obst, lauwarme Getränke und frischgebackene Brötchen anbietet, ist an der Straße zu sehen. Mit dem Rucksack auf dem Rücken macht er sich zu Fuß auf zum Rio Gatún. Ein Cousin von Elvin erwartet ihn bereits mit einem kleinen Motorboot, dem einzigen motorisierten Fahrzeug des Dorfes. Alle kürzeren Wege fahren die Embera in ihren selbstgeschnitzten Einbäumen.

Elvin springt ins Boot, zieht sich sein T-Shirt über den Kopf und atmet tief durch, als wäre die Kleidung ein Gefängnis der Zivilisation. Im Dorf angekommen, eilt er in Richtung eines kleinen Baches. Erst eine halbe Stunde später taucht er wieder auf. Frisch gebadet und in der traditionellen Kleidung seines Volkes. Mit sanften Strichen malt er sich die dunkelblauen Linien auf seinen nackten Körper. Nur seine Lenden sind mit einem buntem Perlenrock und einem gelben Tuch bedeckt. Elvin taucht den Holzstab in die bunte Plastikschale und beendet Strich für Strich das Muster. Es bedeutet „Heimat“. Tage später, wenn er wieder in den Dschungel der Großstadt zurückgekehrt ist, wird es unter seinem weißen Hemd niemand mehr sehen.

| < |



| 1 | In der Stadt holt sich Elvin sein Essen im Selbstbedienungsrestaurant

| 2 | Jeans und weißes Hemd statt Lendenschurz: Elvin in Panama City

ENDLICH PLEITE!

Marita Gebauer ist froh, dass keine Mahnungen mehr in ihrem Briefkasten liegen. In fünfeinhalb Jahren ist sie schuldenfrei. Die Hausfrau aus Hamburg ist eine von 100 000 Deutschen, die im vergangenen Jahr Privatinsolvenz anmeldeten

Text: SARA MOUSLY <> Foto: MARTIN LANGER

Erst als sie das Blut an ihren Händen sieht, kommt sie wieder zur Besinnung. Sie stürzt zur Nachbarwohnung, wo der Neffe ihres Freundes wohnt: „Schnell, einen Krankenwagen!“, ruft sie atemlos. „Ich glaub, ich hab deinen Onkel totgestochen.“ Fünf Jahre lang hat er sie im Suff verprügelt, sie „Hure“ genannt und „Fotze“. Dieses Mal hat sich die 25 Jahre alte Frau gewehrt. Auf dem Wohnzimmertisch lag zufällig ein Küchenmesser. Marita Gebauer* hat es gegriffen und zugestochen. Wie und wie oft, das weiß sie nicht. Zwei Stichwunden stellen die Ärzte später fest. Einmal drang die Klinge in die Milz ein, einmal glitt sie an einer Rippe ab. Er verlor viel Blut, aber lebensgefährlich verletzt hat sie ihn nicht.

Die Polizisten, die zusammen mit dem Krankenwagen kommen, fotografieren das Wohnzimmer und geben der Frau einen Termin zum Verhör auf der Wache. Dort beteuert sie, in Notwehr gehandelt zu haben. Dann bringt sie ihre achtjährige Tochter zu ihrer Mutter und läuft fort. Sie will den Freund, die Messerstiche, das Blut hinter sich lassen. Sie trinkt, betäubt sich, wochenlang, monatelang. Ihre Wohnung, eine Parzelle in einem grauen Wohnghetto am südöstlichen Rand Hamburgs, betritt sie kaum noch. Im Alkoholnebel vergisst sie, die Miete zu überweisen. Ihre Post öffnet sie erst gar nicht mehr, auch nicht die Mahnungen der städtischen Wohnungsbaugenossenschaft. Knapp zwei Jahre nach ihrer Flucht lässt der Vermieter ihre Wohnung zwangsräumen. Sie stopft ihre Kleider in eine Reisetasche, packt Familienfotos und Papiere zusammen. Als sie die Wohnung für immer verlässt, ist sie erleichtert. „Sollen sie doch alles verschrotten, dann brauche ich das nicht zu tun.“

Doch die Erleichterung ist nur von kurzer Dauer. Das alte Leben, vor dem Marita Gebauer davongelaufen ist, holt

sie ein. Fast zwei Jahrzehnte ignoriert sie die Mahnungen in ihrem Briefkasten, aber sie kann ihnen nicht entkommen. Schulden überrollen sie und bestimmen ihr neues Leben. Die Beträge, die sie zahlen soll, häufen sich für sie ins Unermessliche. Die Summen, erst in Mark, später in Euro, erscheinen ihr immer irrealer. Für die Räumung berechnet ihr die Wohnungsbaugenossenschaft 1110 Mark. Mit den Kosten für Mahnungen, Vollstreckungsbescheide, Adressanfragen, Gerichtsvollzieher und Verzugszinsen werden daraus über 3000 Euro. Das ist viel Geld für Marita Gebauer. Aber eine fast lächerliche Summe angesichts des Betrages, den das Versorgungsamt der Stadt Hamburg von ihr haben will. Die Behörde hat die Operationen ihres Exfreundes bezahlt. Und Marita Gebauer, die ihm die Messerstiche zugefügt hat, soll die Kosten zurückerstatten. 14 536 Mark. „Eine Horrorsumme“, wie sie sagt. Doch ihr bleibt kaum Zeit, die Dimensionen dieser Forderung zu erfassen. Da sind zu viele andere. Sie versucht, 300 Euro, die sie einem Telefonanbieter schuldet, in Raten abzustottern. Dabei gerät sie in Verzug. Die Telefonfirma kündigt und verlangt nun für ausstehende Grundgebühren plus Zinsen und Mahngebühren über 2000 Euro. Auch bei der GEZ steht Marita Gebauer in der Kreide. Sie hatte ein Formular nicht rechtzeitig abgegeben, das sie von der Rundfunkgebühr befreit hätte. Heute haben Marita Gebauers Schulden eine Höhe erreicht, die ihre Vorstellungskraft weit übersteigt: 12 606 Euro und sechs Cent.

Das ist so viel Geld, dass sie die Beträge oft durcheinanderbringt, weil es irgendwie fast egal ist. Mal spricht sie von 30 000 Euro, dann wieder von 20 000. Die kleine Frau mit den schmalen Schultern lächelt verlegen: „Da steigt doch kein Mensch mehr durch.“ Ihre Nase ist von den vielen Schlägen ihre Exfreundes ganz schief. Ihre Haut sieht dünn aus. Ihre

Marita Gebauer vor ihrem Haus am Hamburger Stadtrand. Neben ihr wohnen fast nur Junkies und Alkoholiker „Das ist nicht gut für meine Tochter“, sagt sie. „Ich will hier weg“





Der erste Schritt in Richtung schuldenfreies Leben: Zunächst musste sie alle Rechnungen und Mahnungen in einen Aktenordner heften

Irgendwann fing Marita Gebauer an, ihre Schulden zu ignorieren: „Egal, wie viel sie fordern – zahlen kann ich sowieso nichts“

braunen Augen schauen ernst. Auf ihrem linken Handrücken stehen die wackligen Buchstaben L, O und V. Auf ihrem Unterarm sind zwei geflügelte rote Herzen tätowiert. Als Teenager haben sie und ihre Freunde sie sich gegenseitig in die Haut gestochen. Inzwischen sind die Farben verblasst.

Marita Gebauer versucht zu erklären, wie sie ihre Schulden jahrelang ignorieren konnte: „Ich habe gedacht, egal wie viel sie fordern, zahlen kann ich sowieso nichts.“ Jedesmal, wenn die Gerichtsvollzieherin kam, musste sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Bei Marita Gebauer war nichts zu holen. Sie glaubte, damit aus dem Schneider zu sein. Wenn doch einmal eine Mahnung sie wachzurütteln drohte; wenn sie begann, ihre Ausweglosigkeit wahrzunehmen und über die Schulden nachdachte, die stiegen und stiegen, dann half ihr der Alkohol. „Im Suff“, sagt sie, „habe ich mir keinen Kopp gemacht.“

Fast zwanzig Jahre nach der Messerstecherei im Hamburger Stadtteil Harburg-Heimfeld: Gegenüber vom Seehafen, wo Tierfutterfabriken, Lagerhallen und Ölraffinerien stehen, duckt sich eine Siedlung aus Mehrfamilienhäusern an einer windigen Ausfallstraße. Lastwagen donnern vorüber, nur selten ist für eine halbe Minute Ruhe. Im Treppenhaus riecht es nach Terpentin. Marita Gebauer sitzt im Wohnzimmer auf ihrem Sofa, das einmal rosa, blau und gelb gemustert war. Um sie herum altrosa gestrichene Tapeten, über ihr eine holzver-

Tattoos gehörten in ihrer Teenagerzeit dazu.
„Auf der Hand sollte eigentlich ‚LOVE‘ stehen,
aber das ‚E‘ haben wir vergessen“

täfelte Zimmerdecke. Auf dem Boden steht ein Käfig, aus dem ein Hase Streu auf den abgetretenen Teppich scharrt. Zwei grüne Papageien krächzen in ihren Volieren vor dem Fenster. Ein riesiger Flachbildfernseher bewacht die gute Stube aus einer Zimmerecke. Ein Erbstück. In der Siedlung, die seit fünfzehn Jahren Marita Gebauers Zuhause ist, sterben die Menschen früh, erzählt sie. Fast alle sind abhängig von Alkohol, Heroin oder Crack. Hier lernte sie ihren heutigen Mann vor zwölf Jahren kennen. Sie trank, er trank.

Auf dem Couchtisch liegt in Form eines grauen Aktenordners ihre Hoffnung auf den Neuanfang. Die 44jährige blättert ratlos zwischen den Papieren hin und her. „Teilzahlungsvereinbarung“ steht auf einem, „Vollstreckungsbescheid“ und „Forderungsaufstellung“ auf anderen. „Früher hatte ich nie so einen Ordner“, sagt Marita Gebauer. Zwischen den Pappdeckeln bewahrt sie die wenigen Briefe von damals auf, die nicht im Papierkorb gelandet sind, und die neuen Schreiben, die ihren Schritt in eine schuldenfreie Zukunft dokumentieren.

Angefangen hat es im Herbst 2006. Freunde erzählten ihr von einer Beratungsstelle in ihrem Stadtteil, bei der sie Hilfe finden könnte. Ohne lange zu überlegen, rief Marita Gebauer an. Sechs Monate musste sie auf einen Termin warten. Dabei hatte sie noch Glück. Bis zu einem Jahr kann es dauern. Im Mai 2007 ging sie zusammen mit ihrem Mann, der ebenfalls Schulden mit in die Ehe gebracht hatte, zum ersten Termin bei der Beratungsstelle.

„Hoch sind Frau Gebauers Schulden nicht“, sagt Petra Russmann von der Hamburger Schuldner- und Insolvenzberatung (H.S.I.). „Das kann auch in die Millionen gehen.“ Russmann hat Marita Gebauer und ihren Mann betreut, bis beide Insolvenzverfahren eröffnet waren. Ihr ist es lieber, wenn die Menschen frühzeitig zu ihr kommen. Ihr Job ist es, die Hilfesuchenden auf das Insolvenzverfahren vorzubereiten, mit dem sich Privatpersonen aus ihrer Geldnot befreien können. Von Schulden, die sie in ihrem ganzen Leben niemals abbezahlen könnten. Oft deckt das, was ihre Klienten monatlich abstottern, nicht mal die Kosten für die Verwaltung der Außenstände. „Mit der Privatinsolvenz bekommen sie eine Chance zum Neuanfang, zu einem Leben ohne Mahnungen und drohende Kontopfändungen“, sagt Petra Russmann.

Die H.S.I. ist eine von sechzehn anerkannten Beratungsstellen in Hamburg. Seitdem die „Verbraucherinsolvenz“, wie das Verfahren offiziell heißt, 1999 in Deutschland eingeführt wurde, ist die Zahl der Anwärter stetig gestiegen. 2007 haben die Amtsgerichte bundesweit zum ersten Mal über 100 000 private Insolvenzverfahren eröffnet. Die größte Gruppe der Klienten, etwa zwanzig Prozent, hat zwischen 10 000 und 20 000 Euro Schulden. Die häufigsten Gründe für Insolvenzen sind Arbeitslosigkeit, Trennungsprobleme und die Tatsache, dass die Männer und Frauen schlicht den Überblick über ihre finanzielle Lage verlieren.



Marita Gebauer schenkt sich einen Schluck Saft in ihre Tasse, öffnet die Blechdose auf ihrem Schoß und bröseln zwei Fingervoll Tabak in ihre Zigarettenstopfmaschine. Sie erzählt ihre Geschichte in breitem, nordischem Singsang. „Wenn mein Mann vom Briefkasten kam und sagte, ‚Hier Schatz, wieder drei Mahnungen‘, das hat mich so angekotzt.“ Sie verschränkt die Arme vor der Brust: „Bis man dann irgendwann sagt: Gleich in den Müll.“ Sie zieht den Bund ihres grauen Fleecepullis zurecht, der etwas zu knapp über der etwas zu engen Jeans endet.

Einer der Nachbarn, ein Junkie, bringt ihr Pullover und Jacken mit, wenn er von der Kleiderkammer der Drogenhilfe kommt. „Natürlich kaufe ich mir auch ab und zu eine Hose“, sagt Marita Gebauer. Doch mehr als zehn Euro darf sie nicht kosten. Nur für ihre kleine Tochter, die sie vor sieben Jahren zur Welt gebracht hat, würde sie gern mehr ausgeben können. „Wenn ich kurz vor ihrem Geburtstag was von Barbie sehe, das von 49 auf 29 Euro runtergesetzt ist, dann schlage ich zu.“ Aber oft sagt sie ihr auch: „Das können wir nicht bezahlen, du musst warten.“

Marita Gebauer steht kein Arbeitslosengeld zu. Die 1240 Euro, die ihr Mann verdient, müssen reichen, obwohl die Familie, als sie noch von Hartz IV lebte, 35 Euro mehr im Monat hatte. Die meisten, die bei den Insolvenzgerichten Bankrott anmelden, haben nie mehr als das Nötigste besessen. Entwe-



„Ein Portrait? Meinetwegen, aber nur unscharf. Ich will nicht, dass meine Tochter in der Schule geärgert wird“

der sind sie arbeitslos oder sie verdienen schlecht. 1200 Euro beträgt das durchschnittliche Haushaltseinkommen.

Als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war, hat Marita Gebauer zusammen mit ihrem Mann mit dem Trinken aufgehört. Durch ihre Sucht hatte sie bereits das Leben ihrer älteren Tochter zerstört. Zu oft war sie betrunken oder gar nicht erst zuhause, zu oft musste das Mädchen miterleben, wie der Freund die Mutter anschrie und schlug. Heute ist die Tochter 28 Jahre alt, selbst Mutter zweier Kinder und heroinabhängig. „Ich wollte nicht nochmal, dass mein Kind mich besoffen sieht“, sagt Marita Gebauer. „Da hab ich mir gedacht, jetzt ist Feierabend.“

Jahrelang haben Marita Gebauer und ihr Mann danach versucht, auch ihre Schulden in den Griff zu bekommen. Aber sie wussten nicht, wie das gehen sollte. Immer wieder ließ Marita Gebauers früherer Vermieter ihr Konto sperren. Dann musste sie rechtzeitig mit dem Bankangestellten sprechen, um an das Kindergeld zu kommen. Und dreißig Euro an den Vermieter überweisen, damit der das Konto wieder freigab. Die Schulden indes stiegen weiter. Bis Schuldnerberaterin Petra Russmann sich der Sache annahm. Sie half Marita Gebauer, den über zwanzig Seiten langen Antrag ausfüllen. Sie klärte sie auf über Begriffe wie „außergerichtlicher Einigungsversuch“, „Wohlverhaltensperiode“ und „Restschuldbefreiung“.

Im August vergangenen Jahres wurde ihr Insolvenzverfahren eröffnet. Seitdem kann alle Welt sehen, dass Marita Gebauer bankrott ist: Ihr Name, ihre Adresse und das Aktenzeichen ihres Verfahrens stehen in einem Internetverzeichnis des Justizministeriums. Bis zum Ende des Verfahrens sind ihre Daten in den „Insolvenzbekanntmachungen“ für jedermann lesbar. Schuldner, die nicht länger vor ihren Schulden davonlaufen wollen, müssen die Hosen herunterlassen. Vielen Anwärtern wird mulmig, wenn die Insolvenzberater ihnen erzählen, dass ihre Pleite öffentlich wird. Einige lassen sich danach nicht wieder in der Beratungsstelle blicken. Aber Marita Gebauer macht das nichts aus: „Sollen sie doch reingucken, mir ist das egal.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Ich werde meine Schulden los. Dafür muss ich mich an die Spielregeln halten“, sagt sie bestimmt. Dazu gehört auch die „Wohlverhaltensperiode“, die mit der Eröffnung des Insolvenzverfahrens begann. Sechs Jahre lang muss sie sich bemühen, einen Job zu finden und ihren Treuhänder – ein Anwalt, den das Amtsgericht ihr zugeteilt hat – über ihre Bewerbungen auf dem Laufenden halten. Die Gläubiger können sich jederzeit bei ihm erkundigen, wie sie dabei vorankommt.

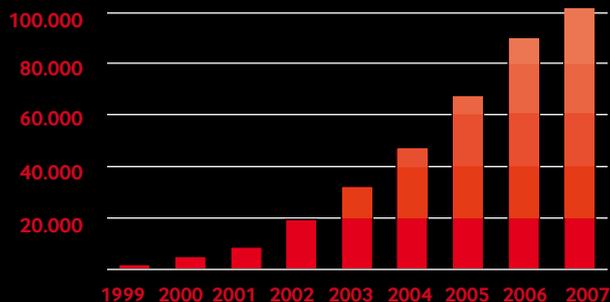
Dieter Gebauer* kommt ins Wohnzimmer und setzt sich für einen Moment zu seiner Frau aufs Sofa. Seine großen Hände spielen mit dem Schlüsselbund. Im Unterschied zu ihr will der Mann mit dem grauen Dreitagebart und den meerblauen Augen nicht über seine Schulden sprechen. Lieber erzählt er stolz von seiner Arbeit. Er flickt marode Hafencan-

Zu Beginn der Insolvenz wird der Name des Schuldners im Internet veröffentlicht. Für viele ein Grund, lieber auf ihren Schulden sitzen zu bleiben

Privatinsolvenzen in Deutschland

Die Verbraucherinsolvenz ermöglicht Privatpersonen, nach sechs Jahren wieder schuldenfrei zu sein. In dieser Zeit werden ihre Einnahmen vom Amtsgericht überwacht. Bei Einzelpersonen werden alle Einkünfte über 989 Euro gepfändet. Seit 1999 die ersten Verfahren eröffnet wurden, erreichte die Zahl der Insolvenzen Jahr für Jahr neue Höchststände. Insgesamt ließen sich bisher rund 400 000 Menschen offiziell für bankrott erklären – allein 2007 waren es 103 085. Doch die Zahl der überschuldeten Haushalte in Deutschland ist noch weitaus höher: Sie wird auf 1,6 bis 3 Millionen geschätzt.

Eröffnete Privatinsolvenzen



Quelle: Statistisches Bundesamt

tainer mit dem Schweißgerät. Den Job hat er sich gesucht, nachdem er die ersten Termine bei der Schuldnerberaterin hinter sich hatte. „Sie hat uns gesagt, wo unsere Pfändungsgrenze liegt“, sagt er. „Da lohnt es sich, zu arbeiten.“ Bis zu 1360 Euro darf jeder von ihnen verdienen, ohne dass etwas gepfändet wird. Bekäme einer von ihnen aber etwas geschenkt oder würden sie etwas erben, müssten sie die Hälfte abgeben. Der Treuhänder verwaltet das Geld und verteilt es an die Gläubiger, auch wenn es nur wenige Euro sind. Doch in nur 20 Prozent der Verfahren bekommen die, die auf ihr Geld warten, überhaupt etwas zurück. Marita Gebauer sagt, sie würde gern etwas abbezahlen: „Ich habe die Schulden doch auch gemacht.“

Seit einem halben Jahr ist der Briefkasten keine Bedrohung mehr für sie. Marita Gebauer bekommt keine Mahnschreiben mehr ins Haus, die Zinsen sind eingefroren. „Die ganze Last ist weg“, sagt sie. In ihrem Kopf ist wieder Platz für Träume. Am liebsten würde sie einen eigenen Imbiss aufmachen, mit Hausmannskost. Die kocht sie gerne. Sie legt den Kopf schief, als sie das sagt. So richtig scheint sie selbst nicht zu glauben, dass dieser Traum jemals in Erfüllung gehen könnte. Wie auch? Ohne Ersparnisse und mit einem Schufa-Eintrag, der es so gut wie unmöglich macht, einen Kredit zu bekommen? Ihr Mann hat seine eigenen Pläne. „Wenn das alles vorbei ist“, sagt er, „kaufe ich mir ein Auto. Am liebsten den neuen Ford Mondeo“. Marita Gebauer winkt ab. „Das sind eben die Träume, die man so hat.“ Er bleibt dabei. „Einmal im Leben möchte ich einen Neuwagen haben. Dafür arbeite ich.“ Marita Gebauer würde auch gern arbeiten. Vormittags, wenn ihre kleine Tochter zur Schule geht. Vielleicht in

einem Supermarkt, wo sie Menschen trifft. Eine Ausbildung hat sie nie gemacht. Bisher hat sie jeden Job irgendwann wieder hingeschmissen. „Da kam jedesmal der Alkohol dazwischen.“ Sie blickt auf ihre Hände und die verblassten Tätowierungen. „Dafür sollte ich mich eigentlich schämen“, sagt sie. „Aber das ist Vergangenheit.“ Als nächstes wollen sich die beiden eine neue Wohnung suchen, in einer Gegend, die besser für ihre kleine Tochter ist. Vielleicht kaufen sie sich irgendwann neue Möbel. „Aber dafür müsste ich sparen“, sagt Marita Gebauer. „Auf Kredit habe ich nie gekauft, und das werde ich auch nicht.“

In fünfeinhalb Jahren könnte Marita Gebauer schuldenfrei sein. Könnte. Wenn da nicht die Messerstiche von damals wären, denen sie bis heute nicht davonlaufen kann. Das Versorgungsamt, das vor fast zwanzig Jahren die Behandlung ihres Exfreundes bezahlt hat, nutzt eine Sonderregelung, um das Geld vielleicht doch noch von ihr wiederzubekommen. Die Behörde will durchsetzen, dass die damals 14 536 Mark als „deliktische Forderung“ behandelt werden. Darunter fallen Geldstrafen oder, wie in Marita Gebauers Fall, Schadensersatzforderungen. Die bleiben auch nach einem Insolvenzverfahren bestehen. Ob Marita Gebauer in Notwehr gehandelt hat und unschuldig ist, oder ob sie, wie das Versorgungsamt meint, vorsätzlich gehandelt, also eine Straftat begangen hat; darüber wird ein Gerichtsverfahren entscheiden. Verliert sie den Prozess, bleibt sie auf dem größten Teil ihrer Schulden sitzen. Sie müsste die Kosten für die Folgen der Messerstiche, diese „Horrorsumme“ von heute 7432 Euro bis auf den letzten Cent an das Versorgungsamt zahlen. Wie sie das schaffen soll, weiß sie nicht. (*Namen geändert) | < |

Fest geschnürt ist halb verführt

Text: SELINA BYFIELD <> Foto: KATHRIN HARMS



Vom BH bis zum Schlüpfer mit Schnitt im Schritt: Der Dessous-Laden auf der Berliner Kantstraße erfüllt alle Wäschewünsche

Wespentaille, Superbusen oder Apfelpo – Ursel Riek, 70, versteht sich darauf, weibliche Rundungen passgenau zu verpacken. Ihr Wissen sammelte sie im Familienbetrieb, seit 60 Jahren gehen bei „Korsett Engelke“ Büstenhalter, Mieder und heiße Höschen über die Ladentheke. Ein Besuch bei der letzten Meisterkorsettiere Berlins

Im schmalen Gang zwischen den zwei Ladentheken drängen sich zehn Frauen und warten darauf, dass ihnen jemand Brust- oder Hüftumfang vermisst. Manche plaudern miteinander, witzeln, tratschen. Die jüngste mag gerade zwanzig, die älteste über sechzig sein. Andere lassen die Blicke schweifen – über die ringsum aufgetürmten Pappschachteln, aus denen Plastiktüten und BH-Träger quellen; über Morgenröcke aus lila Flanell, Tiger-Hemdchen und fleischfarbene Torseletts mit Strumpfhaltern.

Eine hochgewachsene Blondine, die im kalten Neonlicht blass aussieht, ist an der Reihe. Sie flüstert: „Ich habe gehört, Sie haben diese französischen Höschen.“ Ursel Riek grübelt unter dem toupierten, goldblonden Lockenberg. „Na klar, soll’s hell oder dunkel sein?“ – „Lieber eine dunkle Farbe, aber bitte keine Spitze, die krabbelt immer so.“

Ursel Riek stellt sich auf die Zehenspitzen und angelt zwischen Kartons mit der Aufschrift „Push-Up D dunkel“ und

„Breite Strapse S-XL“ nach einer unbeschrifteten Kiste. Weil ihr der Saum des knöchellangen, graublauen Baumwollkleids dabei ein Stück nach oben rutscht, sieht man, dass sie an jedem Fuß ein anderes Schuhmodell trägt: rechts einen flachen Halbschuh, links ein elegantes Modell, das am Rist geschnürt ist und einen kleinen Absatz hat. „Seit meiner Hüftoperation vor zwei Jahren hab’ ick unterschiedlich lange Beene“, sagt sie in feinsten Berliner Mundart, schätzt den Poumfang der Blondine mit professionellem Blick und zieht ein paar Höschen in Größe 40 heraus. „Janz schön scharf, wa?“, schäkert sie und präsentiert ihre berühmten Schlüpfer mit dem Schnitt im Schritt. Die Kundin entscheidet sich binnen Sekunden für ein schwarzes Fabrikat aus weicher Baumwolle. Anprobieren? – „Ach, nicht nötig“, sagt die Blondine, zahlt und geht.

Was es sonst nur in Geschäften im Stil Beate Uhse gibt, ist bei Korsett Engelke schon seit Jahrzehnten ein Verkaufsschlager. Ursel Riek war selbst noch ein Teenager, als eine dicke Dame in den kleinen Miederwaren kam, der damals noch ihrem Vater Karl Engelke gehörte. Ihr Mann sei als Soldat in Paris gewesen, sagte die Frau, und würde seine Gattin gern im französischen Höschen sehen. „So eines, das im Schritt offen steht.“ Der gelernte Kaufmann Engelke hatte bis dahin noch nichts mit erotischer Wäsche zu tun und rätselte mit Tochter Ursel, ob der Schnitt wohl längs oder quer gehöre. „Da ham



„Reinquetschen gibt’s nicht!“ Vor dem Kauf wird gemessen

wir uns nach der Natur gerichtet, also längs“, erinnert sich Riek.

Kein Wunder, dass die fast Siebzugjährige in Wäschefragen nichts Verpöntes kennt – und genau weiß, wo der Busen hingehört, nämlich „jenau inne Mitte zwischen Schulter und Taille“. Schon in den dreißiger Jahren verkaufte die Familie selbstgeschneiderte Büstenhalter und Korsetts auf den Berliner Märkten, bis Karl Engelke 1947 in Berlin-Neukölln sein erstes Geschäft eröffnete. Die weibliche Kundschaft liebte den Wäscheverkäufer, weil er nach altem Schlag so richtig charmant sein konnte. „Heute sind die Frauen viel pröder als früher“, erklärt Riek. „Die würden sich wahrscheinlich nicht mehr so einfach von einem Mann den Busen vermessen lassen.“

Die kleine Ursel selbst hatte mit der Näherei eigentlich nichts am Hut, „und bei meiner Fünf in Handarbeit hätte ja keener jeglaubt, dass ick mal den Beruf ergreifen würde.“ Doch als junge Frau machte sie ihren Meister als Korsettieri in einer Miederfabrik und lernte als Volontärin in England, wie die Briten ihre Korsagen tragen. Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie wieder beim Vater und übernahm 1974 den Betrieb, der mittlerweile schon vier Läden umfasste.

Damals fertigte sie ihre Korsagen und Nachthemden noch von Hand. „Heute machen das nur noch Firmen in Westdeutschland.“ Lediglich kleine Änderungen gibt es bei Korsett Engelke noch vor Ort. „Könnten Se da mal schnell zwei Abnä-

her machen?“, bittet Ursel Riek dann ihre Mitarbeiterin Edith Wernecke, 75. Nach über dreißig Jahren pflegen die Damen noch immer das höfliche Sie.

Während Wernecke also mal wieder im Kabuff hinter dem Ladenlokal an der eisernen Pfaff-Nähmaschine sitzt, fragt eine stattliche Brünette nach einem champagnerfarbenen Büstenhalter in 75 D. Riek zieht die Nase kraus und wickelt ihr ein Maßband um den Brustkorb. „Ick mess hier 92 unterm Busen, dit könnse nich' inne 75 reinquetschen. Sie brauchen mindestens ne 85 F.“ Die wartenden Frauen schauen mitleidig, doch in solchen Fragen duldet die Routinière keine Widerworte. Wer nicht hören will, zieht auch mal ohne neues Brustkleid von dannen.

Das war schon immer so, und das Geschäft lief gut. Auch als in den siebziger Jahren Büstenhalter verpönt und baumelnde Busen modern waren, blieb die Stammkundschaft. „Das ham doch nur die Twiggys jemacht, wer was auf sich hielt, der trug schon immer BH.“ In den Achtzigern kamen dann die ersten Transvestiten, die „Möchtegern-Damen“, wie Riek sie nennt, um sich Korsetts für weiblichere Taillen auf den Leib schneiden zu lassen. Doch die Zeiten änderten sich und die inzwischen fünf Filialen wurden zum Sicherheitsrisiko: 17 Mal wurden Engelke-Geschäfte ausgeraubt. Heute gibt es nur noch den kleinen Laden auf der Charlottenburger Kantstraße.



Tochter Antje Fröhlich (links) und Mutter Ursel Riek: Seit Jahrzehnten ein gutes Team

Was hat sich noch gewandelt in sechzig Jahren Wäschege-
schäft? Ursula Riek meint, die Brüste der Frauen würden im-
mer größer und schwerer. Und Tochter Antje Fröhlich, 47, die
den Familienbetrieb in dritter Generation aufrecht erhält, sagt:
„Das liegt am fetten Essen und an den Hormonen im Wasser.“
Während das Ladeninterieur seit Jahrzehnten gleich geblieben
ist, haben die Geschäftsfrauen das Sortiment dem Markt ange-
passt: Bei Korsett Engelke gibt es für jedes Brustvolumen von
A bis K und jeden Unterumfang von 60 bis 120 Zentimeter die
passende Verpackung.

Von den Mieder-Königinnen können beide Geschlechter
noch eine Menge über Unterwäsche lernen. Zum Beispiel,
dass der Schlüpfert über die Torselett-Strapse gehört und nicht
drunter, wie man es auf Fotos und im Film sieht. Oder: „Wo fest
is', setzt sich auch nix ab“, sagt Ursel Riek und meint: Je fester die
Taille geschnürt ist, desto eher bleibt sie schlank. „Fett kann man
nämlich verschieben, dit rutscht einfach nach oben.“

Ein stilbewusster Kunde, der mit seiner Freundin in den
Laden gekommen ist, muss sich von Antje Fröhlich erstmal den
feinen Unterschied zwischen einer Korsage und einem Korsett
erklären lassen: Erstere ist ein Mittelding zwischen Büstenhal-
ter und Unterhemd, hebt den Busen und strafft den Bauch nur
ein wenig. Das Korsett hingegen, ist ein Hüfthalter, der Rücken-
schäden ausgleicht. Und während er der Fachfrau seine Träume

ausmalt, probiert die Freundin schon mal ein altrosa Schnür-
mieder mit viel zu großen Körbchen. Der Mann ist trotzdem
begeistert und streicht ihr über die stramm gezurrten Formen.
Dann wandern knapp vierhundert Euro per EC-Karte über die
Theke. In drei Wochen wird das Hamburger Paar wiederkom-
men, um die Maßanfertigung abzuholen – dann mit passender
Körbchengröße.

Mutter und Tochter können sich nicht vorstellen, etwas
anderes zu machen, als gemeinsam Wäsche zu verkaufen. Nur
einmal, vor drei Jahren, glaubten sie nicht mehr daran, dass sich
alles zum Guten wenden würde: Damals stürzen Antje Fröhlich
und ihr Ehemann mit dem Auto eine vereiste Brücke hinab. Als
sie davon erzählt, steigen der fidelen Geschäftsfrau Tränen in
die Augen. Sie überlebt mit Knochenbrüchen und Prellungen.
Die Liebe ihres Lebens wacht nicht mehr aus dem Koma auf.
Ein Jahr später, als Mutter Ursel die neue Hüfte bekommen soll,
findet man einen bösartigen Tumor in ihrem Darm. Zum Glück
können ihn die Ärzte herausschneiden.

Über diese Schicksalsschläge hätte Ursel Riek beinahe ver-
gessen, sich ihre Rente auszahlen zu lassen. Erst als ein Erinne-
rungsschreiben von der Behörde kommt, erinnert sie sich, dass
sie sich längst die Pension verdient hat. Doch von Ruhestand
will sie nichts wissen: „Ick brauch' den Wirbel, dit hält mich klar
im Kopp.“

| < |



Hochgestapelt: Für jeden Typ das passende Teil



Festgezurt: Schnürmieder formen Wespentailen



Passgenau: Änderungen werden sofort gemacht



Push-Up: Das Dekolleté wird zum Blickfang



Das Ich schlachten

Zen ist der Weg, die Nacktheit des Geistes zu erfahren. Ein Besuch beim Zen-Meister Wieland Schmid in Heilbronn

Text: SASCHA HELLMANN

Ein Anruf, eine anderthalbstündige Autofahrt und schließlich eine Tür, die sich nach dem ersten Klingeln öffnet. Im alten Japan mussten Zen-Schüler tage- und nächtelang in Schnee und Eis stehen, bevor sie ein Zen-Meister empfing. Wenn sie Glück hatten. Einer Sage nach musste sich ein Schüler den Arm abschneiden, ehe der Meister überzeugt war, dass es ihm ernst sei. Das geht mir durch den Kopf, während ich die Treppen zu Wieland Schmid hochsteige, zweiundsechzig Jahre, Journalist und Zen-Meister. Ein Mann mit rasierem Kopf, weißen Jeans und offenem blauem Hemd lehnt mit abwartendem Blick im Türrahmen zu seiner Wohnung und sagt: „Herzlich willkommen!“

Käfig aus Konzepten

Haben Sie zwei, drei Stunden Zeit? „Ja, klar habe ich Zeit“, antwortet Schmid, während er Kaffee kocht. Später wird er sagen, Zeit existiere nicht. Wir sitzen an einem weißen, quadratischen Tisch, auf den Schmid einen Aschenbecher stellt. „Warum rauchen Zen-Meister?“, frage ich, als er sich eine Zigarette anzündet. „Weil sie Lust dazu haben“, antwortet er.

Irgendetwas läuft hier falsch. Der spirituelle Weg lässt sich doch einfach buchstabieren, etwa von A wie Askese bis Z

wie Zen. Der Erleuchtete sitzt in einer Höhle, tut nichts, isst nichts, hat keinen Sex und übersteht gleichmütig den starren Winter. „Was hat Rauchen mit meiner Erleuchtung zu tun?“, fragt er. Erleuchtung sei ein großes Wort, und wenn man etwas Großes daraus macht, sei man schon wieder draußen. „Erleuchtung ist das vollkommene Integrieren dessen, was ist. Egal, was es ist.“ Denn nur durch die ständigen Wertungen entstehe die Unfreiheit des Geistes. Rauchen, Trinken, Sex. Das seien alles Marginalien. „Die Frage ist doch: Ist Ihr Bewusstsein klar? Es geht um die Entwicklung des Bewusstseins, weil Sie diesen Körper sowieso bald verlieren.“

Wir sitzen in einem Gitterkäfig aus Konzepten. Und jedes sagt uns, was wir zu fühlen, zu denken und zu tun haben. „Sie agieren zu fünfundneunzig Prozent wie ein Roboter!“ Nur die Weisheit der unterscheidenden Klarheit könne den Käfig sprengen: „Wenn diese Konzepte Sie immer wieder ins Leiden führen, müssen Sie

ihren Geist untersuchen. Was ist ein Konzept, wodurch werden Sie bestimmt?“

Leiden und Tod

„Ein Glas Sekt?“ Wir prostet uns zu. „Natürlich hat diese Person auch schon gelitten“, sagt er und zeigt auf sich. Er wollte seinen Sohn ins Leben führen. Doch mit Anfang dreißig kam die Scheidung. Wieland Schmid schlägt ganz unten auf. „Da habe ich gedacht: Jetzt ist mein Leben zu Ende.“ Er stellt die Frage nach dem Sinn, fragt sich ob Geld verdienen, Familie gründen, sterben alles ist. Er beginnt, Schriften zu lesen, nach Lehrern zu suchen. „Irgendwann hat es angefangen sich auszuzahlen. Der Schmerz hat nachgelassen und mein Bewusstsein hat angefangen wieder gerade zu stehen. Seitdem wandle ich so, wie ich's will. Denn Erleuchtung bedeutet: Sie stehen im Freien. Sie gestatten sich keine Konzepte mehr.“ Das Feuerzeug klickt. „Ich kann also rauchen, ich kann es aber auch lassen.“ Der Erleuchtete denkt unablässig an den Tod. Ständig ist ihm bewusst, dass der nächste Augenblick nicht kommen muss. Es kommt darauf an, im Augenblick ganz bewusst zu sein. Das ist auch schon alles. Leicht. Lachhaft. Er nimmt einen Schluck Sekt. „Das Leben ist ein Abenteuer und ziemlich absurd.“

Wenn Sie nicht lernen, darüber zu lachen, verzweifeln Sie. Alle leiden wie die Sau! Kaum einer, der sagt: Ich habe es überwunden. Das ist der Zen-Meisterstatus.“ Pause. Und er leidet nicht mehr? „Nein“, Schmid inhaliert tief, „wie denn?“

Willkommen im Puff

Von Indien aus hat sich Zen über China bis nach Japan verbreitet und weiterentwickelt. Mittlerweile ist auch der Westen dran. Der Kern des Zen ist das Zazen. Das heißt soviel wie: Nur Sitzen. Eine Form der Meditation, in der der Geist nach innen gerichtet wird. Zen ist das torlose Tor, der weglose Weg. Absichtslos, ziellos. Zen geht über das Denken hinaus.

Der japanische Meister Nagaya war für Wieland Schmid die erste Begegnung mit Zen. Er sei gleichzeitig Schwert- und Kendo-Meister gewesen, ein dünnes Männchen. „Er hat uns beherrscht.“ Sesshin ist eine Woche intensive Meditationspraxis: Von fünf Uhr früh bis abends zehn oder elf. Aufstehen um vier. „Er hat uns nach Räucherstäbchen sitzen lassen. Fünfundvierzig Minuten. Dann durften wir kurz die Beine bewegen. Dann wieder fünfundvierzig Minuten. Ich hatte noch nie solche Schmerzen. Aber Schmerz ist gut. Er hilft, wach zu sein.“

Es gibt das strenge Mönch-Zen, wo der Meister für seine Schüler verantwortlich ist. Aber es gab auch andere Zen-Meister. Wieland Schmid legt ein Gedichtbüchlein auf den Tisch. „Meister Ikkyû lebte vor fünfhundert Jahren, der war anders als andere Zen-Meister. Der ist mitsamt seiner Robe in Freudenhäuser gegangen und hat dort rumgebumst.“ Nebenbei hatte er auch eine Geliebte. Und hat Gedichte geschrie-

ben. Die haben ihn berühmt gemacht – und verrucht. „Zen ist vollständige Freiheit des Denkens, Fühlens und Handelns.“ Ikkyû hat sich diese Freiheit genommen. Er hat Klöster geleitet. Sich mit Prostituierten rumgetrieben und gesagt: „Wunderbar, ich liebe diese Mädchen.“ Schmid zieht den Rauch seiner Zigarette ein und seufzt mitfühlend: „Kein Problem.“

Außerhalb des Systems

„Was dieser Mann denkt und fühlt, ist mir scheißegal“, sagt Wieland Schmid und zeigt wieder auf sich. „Diese Person wird in ein paar Jahren tot sein und verfaulen.“ Beim Zazen geht es darum, außerhalb des Systems zu sein. Es ist wie bei einer Schlägerei: Wenn man versucht, zu schlichten oder Partei zu ergreifen, kann man nachher bei der Polizei keine saubere Aussage mehr machen. „Wenn man sich jedoch anschaut, wie die Fäuste fliegen, schon. Und man kriegt nichts ab.“

Man sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Kissen, das auf der Matte liegt. Die Knie berühren den Boden. Die Wirbelsäule aufrecht, der Kopf gerade, das Kinn leicht angezogen, die Augen halb geschlossen. Der blicklose Blick ruht auf dem Boden. Die Hände liegen ineinander, die Daumenspitzen berühren sich leicht. Und dann: Nichts. Für ein paar Minuten oder auch Stunden.

„Sie sitzen da, sind vollkommen klar, Sie hören, Sie schmecken, Sie riechen, aber Sie sind nicht in Ihren eigenen Konzepten, sondern Sie sind einfach da. Dann ist der Geist nackt.“

Was für ein Scheiß!

Ich sitze auf dem Schlachtfeld, wo das Ich geschlachtet werden soll. Zwanzig Minuten. Ich vermute, mein Ich wird mir was husten. Nur Körper, denke ich. Der Rücken gerade, Kinn zurück, ich atme und versuche blicklos zu blicken. Aber wohin? Hat er mir nicht gesagt. Vor mir ist der Teppich. Ich atme. Halt! Die Daumenspitzen dürfen sich nur leicht berühren. Bewusst, wach, klar, gelassen, konzentriert, ich atme ein, spüre, wie es mich atmet, ganz leicht. Titten! Nein, nicht jetzt! Gedanken ziehen vorbei, Gefühle, Wolken. Aus einer Ferne sehe ich... Moment! Das Ich sollte doch weg sein! Gut, Es sieht mich. Das Sehen sieht mich, wie dieses Ich an Titten denkt. Weit weg. Für eine Millisekunde. Vielleicht auch länger. Wenn es nur nicht in meinem Knöchel so stechen würde. Erleuchtete verlieren den Beobachter nicht, selbst wenn sie im Feuer sitzen. Was für ein Scheiß! Dabei geht es doch nur darum, diesem Leben ein Lächeln abzurufen. Ganz schön negativ. Keine Wertung. Ich atme, ein, aus, meine Hände ruhen, ich weiß aber nicht, ob meine Augen zu weit offen sind. Wie soll ich denn nach innen blicken, wenn ich die ganze Zeit auf den Teppich starre? Gut, wenn ich die Augen schließe, schlafe ich ein. Aber in dieser Haltung einschlafen? Er ist der Meister. Doch was ist schon ein Meister? Auch nur ein Mensch. Weil irgendeiner erzählt, er sei ein Meister, muss ich ja noch lange

**„Ich würde gerne irgendetwas anbieten, um Dir zu helfen, aber im Zen haben wir überhaupt nichts.“
Zen-Meister Ikkyû**

nicht glauben, dass er ein Meister ist. Was mache ich hier überhaupt? Warum fahre ich nicht in einem offenen Sportwagen an der Strandpromenade entlang und halte an der nächsten Bar? Die Frauen warten schon! Weil ich kein Geld habe. Keinen Job. Weil ich ein Arschloch bin. Ich meditiere, weil ich ein Arschloch bin. Das ist es. Diese Erkenntnis kann ich mir auch schenken. Wie sitze ich eigentlich? Nicht mehr gerade. Daher der fiese Gedanke. Wie Blitze zucken Gedanken und Gefühle vorbei. Ich sitze und sehe zu. Die Zeit ist um. Ich bin erlöst.

Licht und Liebe

„Übrigens bin ich gar kein Zen-Meister!“, sagt Wieland Schmid. Wie bitte? Im Zen gebe es keine Hierarchien. Er habe zwar den gesamten Weg über mehr als drei Jahrzehnte durchlaufen. Die Koan-Ausbildung der Rinzai-Schule, in der die Mönche versuchen, die Lösung auf paradox anmutende Fragen zu finden. „Wie klingt das Klatschen einer Hand?“ ist ein berühmtes Koan. Die Schüler treten nach Stunden der Meditation immer wieder vor den Meister, nachdem sie draußen eine Glocke geschlagen haben. Wenn ihre Antwort falsch ist, klingelt der Meister mit einem Glöckchen. „Hau ab!“, heißt das. „Zen-Meister interessieren sich einen Dreck für die Psyche ihrer Schüler. Was zählt, ist die Antwort auf das Koan.“

Natürlich seien Meister und Schüler auf ewig in Liebe miteinander verbunden. Deswegen hackt der Meister ja auch auf

dem Schüler rum. Weil er ihn liebt. „Sie müssen aufpassen, wenn Sie sich in die Hände eines Zen-Meister begeben.“ Warum? „Zen-Meister sind Zerstörer aller Glaubensinhalte. Die kritisieren restlos endlos alles. Bis Sie in Ihren eigenen Trümmern liegen. Dann sagen sie: Jetzt stehe auf.“ Für das erste Koan hat Schmid drei Jahre gebraucht. Er hat auch die Bho-disattva-Gelübde abgelegt. Eine Frau gibt es bei ihm nicht. Er spricht von seinen Frauen. „Zen-Mann, so können Sie mich nennen.“

Kein Kommen, kein Gehen

Mitternacht. Wir gehen zusammen die Treppe runter. Ich bedanke mich. Als ich mit hundertsiebzug Stundenkilometern über die Autobahn fahre, ist mir klar, dass ich jeden Augenblick hops gehen könnte. Ich bin gelassen und heiter. Am Ende der Ausbildung schreiben die Schüler einen Vers, den sie ihrem Meister vorlegen. Wieland Schmid schrieb nach fünfundzwanzig Jahren: Nur/ Mond im Dunst./ Kein Gehen. Kein Kommen./ Aber unverkennbar die Spur im Silbersand./ Haaa! | < |



Unter die Haut

„Feuer ist alsbald mir unter die Haut gefahren, mit den Augen sehe ich nichts mehr, es dröhnen die Ohren, Schweiß ergießt sich über mich, und Zittern ergreift mich ganz, [...] und fast meine ich, dass ich sterbe.“

Sappho, um 630 v.Chr.

II

18 Jahre 173 Zentimeter 36 Kilogramm

Zwangsernährung und Klinikaufenthalte befreiten Elena nicht von ihrer Magersucht – erst mit der „Spiegeltherapie“ kam die Wende.

Text: ANNE MEYER <> Foto: ERIC VAZZOLER

Halbnackt, nur mit Büstenhalter und Unterhose bekleidet, steht Elena Leonidis* vor dem Spiegel. Ihr erster Blick zielt auf die Beine. Ist da eine Lücke zwischen den Oberschenkeln zu erkennen? Je größer sie ist, desto besser. Sie lehnt den Oberkörper zurück. Wenn die Schenkel sich immer noch nicht berühren, ist sie zufrieden und kann sich dem Bauch zuwenden. Ist er wirklich nicht runder geworden? Sie dreht sich mit dem Rücken zum Spiegel. Wie sehen die Oberarme im Profil aus? Lassen sie sich mit einer Hand umfassen? Bange Fragen, die sie zwingen, diese Kontrollen ständig zu wiederholen. „Um sicherzugehen, dass ich mich nicht verguckt habe“.

Noch vor einem Jahr führte Elena Leonidis dieses Ritual jeden Tag mindestens einmal durch. Doch je energischer sie versuchte, ihren Körper zu kontrollieren, desto weiter entglitt er ihr. Abnehmen wurde zur Sucht, zum einzigen Lebensinhalt. Elena lebte, um dünn zu sein. Zu Beginn der Pubertät hatte sie den Kampf gegen den eigenen Körper aufgenommen. Die Folge war, dass sie den Großteil ihrer Zeit in Kliniken und Psychiatrien verbrachte, wo sie zwangsernährt und aufgepäppelt wurde. Doch sobald sie nach Hause zu den Eltern zurückgekehrt war, hungerte sie wieder und magerte ab. Bis auf die Knochen.

(*Name geändert)

Nicht viel hätte gefehlt und sie wäre an Auszehrung gestorben. Eine von vielen, denn Magersucht ist unter allen psychischen Krankheiten die gefährlichste. Zwei Prozent der Bevölkerung leiden unter so genannter Anorexie. Jeder zehnte Patient stirbt an den Folgen. Fast immer sind es Mädchen, nur jeder zehnte Patient ist männlich. Die Sterberaten bei „Binge-Eating“, einer Essanfallstörung, und Bulimie, bei der sich die Betroffenen nach den Essattacken erbrechen, liegen nicht so hoch. Allen Arten von Essstörungen ist aber gemeinsam, dass die Betroffenen ihren Körper verzerrt wahrnehmen und sich zu dick finden, auch wenn sie ein normales Gewicht auf die Waage bringen oder sogar untergewichtig sind. Warum das so ist, und wie man diese Wahrnehmung mit einer „Körperbildtherapie“ wieder gerade rücken kann, untersuchen zurzeit Psychologen der Universität Freiburg.

Elena ist heute zwanzig, ein hübsches Mädchen mit großen, braunen Augen und langem schwarzen Haar. Sie ist immer noch zu dünn, wiegt nur 54 Kilo bei einer Größe von 1,73 Metern. Immerhin fast zwanzig Kilo mehr als vor anderthalb Jahren. Auf 36 Kilo abgemagert, landete sie damals in einer Spezialklinik für Essstörungen und zu ihrem Glück in den Händen der Therapeutin Jennifer Svaldi. Mit ihr schloss sie einen Gewichtsvertrag ab, der besagte, dass sie jeden Tag hundert Gramm zunehmen müsse, andernfalls würden Bettruhe und schließ-



| > | Therapeutin und Patientin im Sucher:
Die Kamera folgt jedem Blick des Mädchens
und beweist, dass es den Körper verzerrt
wahrnimmt

lich die Entlassung drohen. Zweimal stand Elena kurz vorm Rauswurf, dann begann sie zu essen. Brötchen, Butter, Sahnetorte – Sachen, die sie seit Jahren nicht mehr angerührt hatte.

„Früher lief die Therapie so ab: Mahlzeitenplan, Zunehmen, fertig“, erklärt Svaldi, die an der Freiburger Studie beteiligt ist. Die Patientinnen hatten dann zwar ein normales Gewicht und wurden als gesund nach Hause geschickt. „Aber sie waren natürlich noch immer essgestört.“ Auch heute werden Patientinnen entlassen, wenn sie nicht mitspielen. Viele schummeln, um das Entlassungsgewicht zu erreichen, auch Elena hat es häufig gemacht. „Gewicht antrinken“ nennt sie das. Ein Kilo zu wenig? Also schnell einen Liter Wasser reinkippen, und die Ärzte sind überlistet.

Die meisten Patientinnen kommen wieder. Nur jede zweite Magerstüchtige überwindet ihre Krankheit endgültig. „Ob jemand rückfällig wird, hängt vor allem davon ab, ob die Patientin gelernt hat, ihren normalgewichtigen Körper zu akzeptieren“, sagt Svaldi. Dabei hilft die Körperbild-

therapie, die bei der Freiburger Studie im Mittelpunkt steht.

Elena Leonidis stand schon als Grundschulernin pausenlos vorm Spiegel und verglich sich mit Mitschülerinnen, vor allem aber mit der jüngeren und dünneren Schwester. Obwohl sie kein übergewichtiges Kind war, kam sie sich zu dick vor. „Ich wollte so gerne dünnere Oberschenkel haben“, sagt sie. Ein paar Mal hörte sie, wie Jungs sie „fette Kuh“ nannten. Mit dreizehn bekam sie ihre Periode. „Ich war die erste von meinen Freundinnen und bin überhaupt nicht damit klargekommen.“ Immer häufiger stritt sie sich mit ihrer Mutter, von der sie sich kontrolliert fühlte. „Sie hat meine Grenzen nicht respektiert“, sagt sie, also respektierte sie auch die Grenzen der Mutter nicht. Sie schubste die Mutter, die Mutter schubste sie, erst nur mit Worten, dann mit Händen. Elena begann, weniger zu essen. Bei Tisch packte sie heimlich Essen von ihrem Teller in ein Taschentuch und spülte es im Klo runter. Seitdem blieb die Periode aus. Mit 14 kam sie das erste Mal in die Kinder- und Jugendpsychiatrie.

„Sehr oft sind Hänseleien in der Schule der Auslöser für Essstörungen“, sagt Svaldi. „Die Krankheit bricht meist dann aus, wenn Mädchen in die Pubertät kommen und der Körper sich verändert, Becken und Brust größer werden. Damit kommen viele nicht zurecht.“

Morgens ein paar Esslöffel Cornflakes mit Milch. Mittags Frisobin, eine Flüssignahrung aus der Apotheke. Abends ein Joghurt und einen Apfel. So sah ihr Speiseplan aus, wenn es ihr gut ging. Waren die Streitereien mit ihrer Mutter schlimm, verzichtete sie auf das Mittagessen, trank nur eine Cola light und steckte ein Kaugummi in den Mund. „Je nachdem, wie fetthaltig die Milch war, die ich zum Frühstück hatte, habe ich den Joghurt am Abend ausgewählt“, sagt Elena. „Nach Milch mit anderthalb Prozent Fett hätte ich niemals einen Joghurt mit normalem Fettgehalt gegessen.“

Um das Essen vorzubereiten, brauchte sie eine halbe Stunde. Alles musste sie vorher genau berechnen und abwägen. „Es hat mich jedes Mal riesig unter Stress gesetzt“, gesteht Elena Leonidis und zupft nervös die Fransen ihres weißen Schals glatt. „Ich habe mir erst lange die Hände gewaschen, dann mein Besteck gespült und auf ein Taschentuch gelegt. Dann habe ich den Joghurtbecher unter Wasser gehalten, weil da Dreck dran sein konnte oder Spuren von anderem Essen aus dem Kühlschrank.“ Sie besaß ein eigenes Besteck, weil sie nicht das gleiche wie ihre Eltern benutzen wollte. „Das wurde ja mit demselben Schwamm gespült wie die fettigen Pfannen.“ Wenn sie beim Essen aus Versehen den Tisch berührte, sprang sie sofort auf und wusch sich erneut die Hände.

Jedes Detail wurde Tag für Tag genau dokumentiert. Sie notierte ihr Gewicht, wieviele Kalorien, wie viel Fett sie zu sich genommen hatte und braute sich abstruse Theorien zusammen. „Manchmal habe ich die Kalorien bewusst erhöht, weil ich dachte, jetzt wird mein Stoffwechsel angekurbelt und ich nehme schneller ab.“ Danach geriet sie oft in Panik: Was, wenn es diesmal doch nicht klappt!

Dazu kam ein starker Bewegungsdrang. Nach jedem Essen wanderte sie stundenlang durch Köln. Der Drang war so stark, dass sie sich nicht einmal die Zeit gönnte, in einen Buchladen zu schauen. „Dazu hätte ich ja einen Moment stehen bleiben müssen.“ Ihre Umgebung blendete sie völlig aus. „Manchmal, wenn meine Mutter mitging, hat sie gesagt, dass die Leute mich anstarren und über mich reden, weil ich extrem dünn war.“ Das war ihr vorher nie aufgefallen. Nach dem Abendessen lief sie in

ihrem Zimmer hin und her. „Das klingt jetzt vielleicht blöd, aber ich durfte mich erst um Viertel nach acht hinsetzen, erst dann kam auch etwas für mich im Fernsehen.“

Sie sah sich oft Kochsendungen an. Einige Male entschloss sie sich sogar, einen Kuchen zu backen. Aber wenn es soweit war, konnte sie den Geruch nicht ertragen. „Ich habe mir tatsächlich eingebildet, ich könnte davon zunehmen.“ Manchmal, wenn es in der Wohnung nach Fleisch und Knoblauch roch, lief sie ins Bad und spülte sich den Mund aus. „Ich weiß nicht, ob es damals auch nur eine Stunde gegeben hat, in der ich nicht an Essen gedacht habe.“

Immer wieder kam sie in Kliniken, immer wieder wurde sie rückfällig. Als sie nur noch 36 Kilo wog, bekam sie Angst. „Ich wusste, das geht nicht mehr lange gut.“ Ihre Eltern wollten sie wieder in die Psychiatrie bringen. „Wenn ihr mich nicht in Ruhe lasst,“ sagte sie ihrem Vater, „spring’ ich in den Rhein.“ Sie bat um Hilfe, aber gleichzeitig erschien ihr jede Hilfe als Bedrohung. Ihre Eltern schlossen sie in ihrem Zimmer ein und riefen den Krankenwagen, der sie in die Klinik schaffte. Dort legten ihr die Ärzte einen Katheter vom Hals in die Vene vor dem Herzen. Durch Infusionen wurde sie direkt in die Blutbahn ernährt, doch wenn sie sich unbeobachtet fühlte, klemmte sie die Sonden ab. Die Möglichkeit, sie mit einem Schlauch durch die Bauchdecke zu ernähren, sparten sich die Ärzte. Das wäre angenehmer, aber auch leichter zu manipulieren gewesen. Manche Patientinnen spritzen sich direkt Abführmittel in den Magen. „Morgens war ich in Panik, weil ich meinen Hals mit dem Schlauch drin nicht bewegen konnte.“ Schließlich bekam sie vom Katheter eine Herzklappenentzündung. Elena hatte endgültig den Tiefpunkt erreicht.

Trotz Zwangsernährung nimmt sie kaum zu. Als sie danach mit der Therapeutin Svaldi zusammentrifft, schließt sie mit ihr den „Gewichtsvertrag“ ab. Ein strenges Regelwerk stellt sicher, dass Elena ihren penibel strukturierten, allein aufs Abnehmen fokussierten Tagesablauf aufgibt. Als erstes wird der Spiegel in ihrem Zimmer überklebt. Sie darf die täglichen Körperkontrollen nur noch zusammen mit ihrer Therapeutin machen. Weil sie zunimmt, fallen die Spiegelübungen sehr schwer. „Sie musste lernen, einen Körper zu akzeptieren, den sie jahrelang nicht mehr hatte.“ Trotzdem muss sie hingucken, so wie ein Mensch mit Höhenangst bei einer Konfrontationstherapie nicht umhinkommt, immer wieder Brücken und Hochhäuser zu erklimmen.

In der Gruppentherapie bekommt Elena Leonidis ein Seil in die Hand. Damit soll sie ihren Körperumfang schätzen. Das Ergebnis überrascht kaum, als der tatsächliche Umfang nachgemessen wird: „Wir haben uns viel breiter eingeschätzt, als wir tatsächlich waren“, erzählt sie. Während sie sich im Spiegel betrachtet, wird eine Videoaufnahme von ihr gemacht. Die Kamera folgt dabei exakt ihren Blicken. Konzentriert Elena sich auf den Bauch, zoomt die Kamera den Bauch heran. Starrt sie auf die Oberschenkel, folgt auch die Kamera. „Als wir uns das naher angesehen haben, erkannten wir, dass Oberschenkel und Bauch groß wirken, weil sie den ganzen Monitor einnehmen. Ich habe mich so dick gefühlt, weil ich allein diese Stellen betrachtet habe.“

Außer in Kliniken werden solche Spiegelübungen kaum gemacht. Nach Ansicht der Freiburger Psychologen ist das ein großer Fehler. „Weil das Training für beide Seiten sehr anstrengend ist, neigen Therapeuten dazu, ihren Patienten zu sagen: Reden wir lieber über Ihre Mutter.“ Magersüchtige Mädchen leiden häu-

„Ich weiß nicht, ob es damals auch nur eine Stunde gegeben hat, in der ich nicht ans Essen gedacht habe“

fig unter einer perfektionistischen Mutter, weshalb Therapeuten die Krankheitsursache oft auf eine gestörte Mutter-Tochter-Beziehung reduzieren. Seit die Psychologen im Internet nach Probandinnen für ihre Studie suchen, bekommen sie aber viel Post von Betroffenen. „Sie schreiben, genau das sei bei ihnen das Problem, kein normales Bild von ihrem Körper mehr zu haben.“ Die Freiburger müssen vielen absagen. „Wir können es uns nicht leisten, die Mädchen aus Norddeutschland anreisen zu lassen.“

Heute hat Elena die Zwangsgedanken an ihren Körper nahezu abgelegt. Nur, wenn es wieder Streit mit ihrer Mutter gibt, hat sie das Gefühl, ihre Kleidung sei enger geworden. Sobald sie das Abitur geschafft hat, wird sie aus Köln weggehen und studieren. Manchmal glaubt sie, dass sie wirklich gesund geworden ist – und fühlt sich schlecht. Mit den Jahren ist das Hungern zu einem Teil ihrer Persönlichkeit geworden. „Ich bin mit der Magersucht aufgewachsen, damit habe ich mich immer sicher gefühlt“, erklärt sie. „Wenn ich gesund bin, muss ich das ganze Erwachsenenzeug alleine machen.“

| < |

A woman with dark hair, wearing a purple ribbed sweater and black pants, is seated in a wheelchair on a rooftop terrace. Her right arm is extended forward, palm up. The terrace has a wooden deck floor and a light-colored wall. A large, vibrant orange fabric banner with a faint pattern hangs across the background. The scene is lit with warm, golden light, suggesting late afternoon or early morning.

MEIN MANN, MEIN MÖRDER

Aus Habgier soll Recep U. vor zwei Jahren einen Killer auf seine Frau angesetzt haben. Sie überlebte schwer verletzt. Der Schütze wurde verhaftet, doch der Ehemann lebt noch immer auf freiem Fuß

Text: SELINA BYFIELD <> Foto: HADI TAMER

| > | Filiz U. am Tatort: „So habe ich meinen Sohn vor den Schüssen geschützt“



OPUR
EAST

Der Mann mit der schwarzen Strumpfmassage lauert hinter der Mauer vor ihrem Haus. Als die ersten Schüsse fallen, springt Filiz U.*, 37, mit ausgebreiteten Armen vor ihren sechsjährigen Sohn Mert*. Von vierzehn Kugeln, die der Schütze abfeuert, durchbohrt eine ihre Brust. Zwei bleiben im Oberkörper stecken, zwei treffen den rechten Arm. Als sie sich zu Mert umdreht, treffen sie zwei Kugeln im Gesäß. Erst als das letzte Geschoss ihr Rückenmark durchschlägt, bricht sie zusammen; der kleine Mert rennt schreiend ins Haus und alarmiert die Nachbarn.

Zehn Minuten später treffen Polizei und Krankenwagen ein, die schwer verletzte Frau wird in die Klinik der nächst größeren Stadt Edirne gebracht. Eine Freundin fährt mit und hält während des Transportes ihre Hand, als plötzlich Filiz' Handy klingelt. Es ist Recep U., der Ehemann des Opfers. „Ich habe von der Sache gehört“, sagt er, „wie geht es ihr?“ Auffallend oft hat er heute angerufen und gefragt, wo seine Frau sei und was sie tue. Auch kurz vor dem Anschlag. „Recep, du warst das und niemand sonst“, flüstert Filiz U. Dann wird sie ohnmächtig.

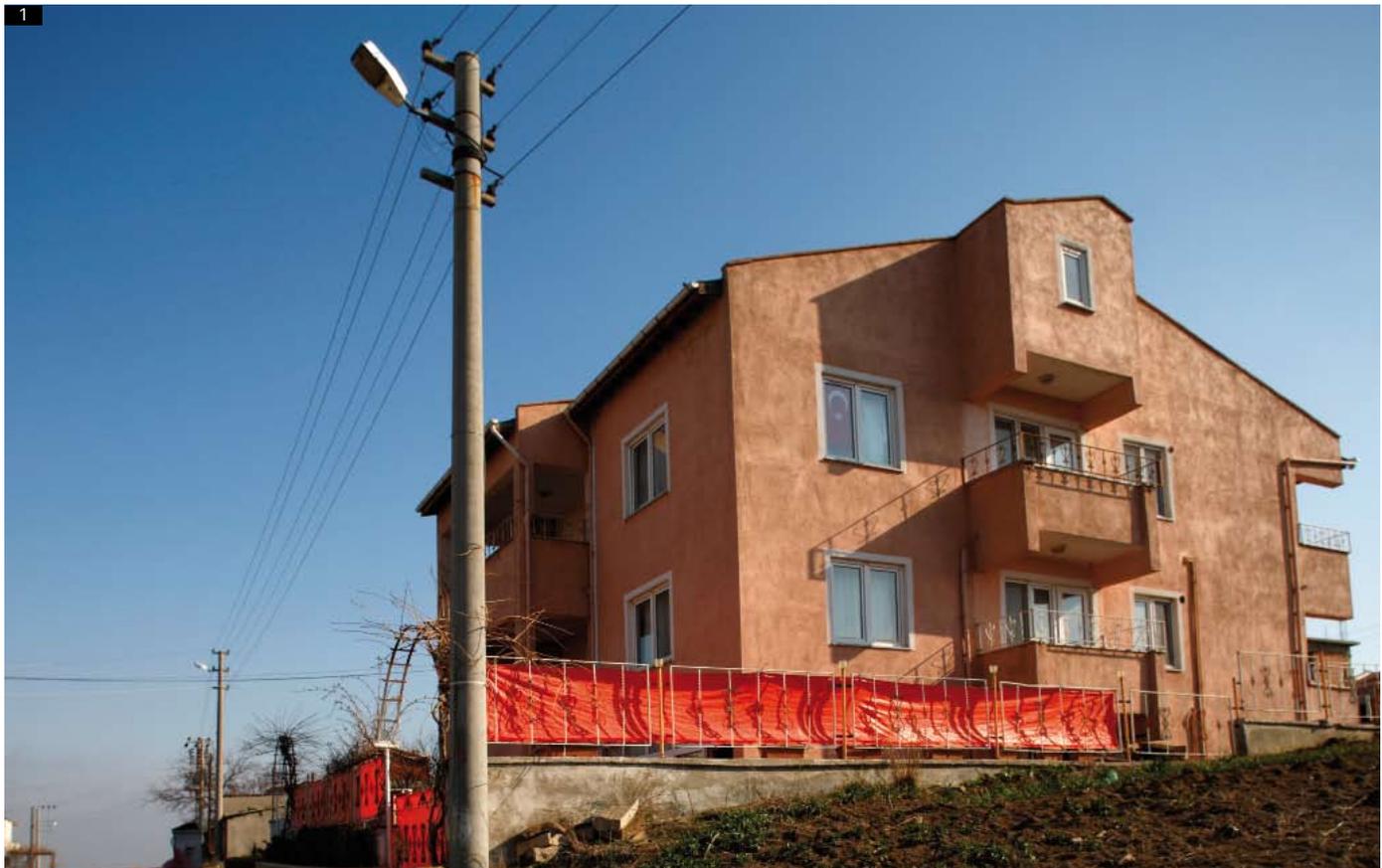
Zwei Jahre ist es her, dass aus ihrem Körper acht Kugeln, Kaliber 7.65 Millimeter, operiert wurden. Zwei Wochen lang lag sie im künstlichen Koma, nach einer weiteren Woche flog man sie nach Deutschland, wo sie fast drei Jahrzehnte mit ihrer Familie im Badischen gelebt hatte. Einen weiteren Monat später durfte sie die Klinik verlassen. Gut ging es ihr noch lange nicht, sie war ein Pflegefall, Verbände und Katheter mussten mehrmals täglich gewechselt werden. Filiz U. wird den Rest ihres Lebens unter Schmerzen und im Rollstuhl verbringen.

Ihr Mann Recep U. zeigte sich wenig fürsorglich und drängte sie stattdessen, eine Vollmacht zu unterschreiben: Ihre Häuser sollten auf den gemeinsamen Sohn Mert übertragen werden.

| 1 | Das Haus des Opfers in Kesan: „Vor der roten Plane lauerte der Killer“

| 2 | Trotz der schrecklichen Erinnerung sagt Filiz U.: „Hier in Kesan ist mein Zuhause, hier fühle ich mich wohl“

(*Name geändert)



Schlimmer noch, der furchtbare Verdacht, den Filiz U. unmittelbar nach der Tat gehegt hatte, schien sich zu bestätigen. Wenige Wochen nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus rief ein Mann namens Tarik an und behauptete, Recep U. schulde ihm Geld. Viel Geld. Sie kannte ihn flüchtig, weil er einmal den Familienjeep repariert hatte. Aber sie hatte ihn bezahlt, das wusste sie genau, 4000 türkische Lira, umgerechnet 2500 Euro, hatte er bekommen.

Als sie ihren Mann zur Rede stellte, stritt er alles ab. Aber ein paar Tage später rief Tarik wieder an, drohte, Recep U. würde büßen, wenn er nicht zahle. Er sagte, er kenne die Leute, die auf Filiz U. geschossen hätten, Recep U. selbst habe sie beauftragt. Dann legte er auf.

In ihrem Rollstuhl wirkt Filiz U. zierlich, aber sie gibt sich unerschrocken und kämpferisch. Ihre großen Augen funkeln, als sie ihren Mann mit heller Stimme anklagt: „Es war nicht das erste Mal, dass er versucht hat, mich umzubringen.“ Vor sechs Jahren, erzählt sie, krachte es plötzlich unter dem Wagen, mit dem sie gerade von der Autobahn abbog. Sie fuhr direkt zur Werkstatt. Als ein Mechaniker Probe fuhr, löste sich ein Hinterrad und rollte davon. Manipulation, kein Zweifel. Filiz U. erstattete Anzeige gegen Unbekannt. „Heute ist mir klar, dass nur einer von meinem Tod profitieren würde: mein Mann“, sagt sie. Nach ihrem Tod hätte er von ihrer Lebensversicherung 300 000 Euro bekommen.

Nachdem man sie aus dem Krankenhaus entlassen hatte, schmiedete sie einen Plan. „Ich ließ mich von Recep zum türkischen Konsulat fahren, unter dem Vorwand, die Angelegenheit mit den Immobilien zu regeln“, erzählt sie. Als ihr Mann sie im Rollstuhl über den Flur schob, bremste sie plötzlich, bog zum Büro der Konsulin ab und klopfte an. „Sehr geehrte Frau Kon-

sulin“, habe sie mit bebender Stimme gerufen, „dieser Mann hat einen Auftragskiller auf mich gehetzt, ich brauche Hilfe!“

Recep U. fuhr dazwischen: Seine Frau nehme zu viele Schmerztabletten, schrie er, sie wisse nicht, was sie rede, riss den Rollstuhl herum und rannte mit ihr davon. „Mir kann keiner was anhaben, die halten dich alle für verrückt. Kendini rezil ettin“, du hast nur Schande über dich gebracht, brüllte er im Auto, „sen kafayı yedin“, du bist doch total bekloppt!

Manchmal fragt sich Filiz U., wie sie diesen Mann heiraten konnte. Sie kannte ihn nicht gut, „nach dem zweiten Treffen hielt er bei meinen Eltern um meine Hand an.“ Das war 1990, Recep U. war zu Besuch in Deutschland. Nach der Hochzeit lief zunächst alles bestens, die beiden waren ein erfolgreiches Team. Filiz U. gründete eine Reinigungsfirma, sie führte die Bücher, er spülte auf Baustellen den Beton aus den Mischmaschinen. Sie verdienten gut, kauften ein dreistöckiges Haus in Süddeutschland und leisteten sich ein Au-pair-Mädchen für den kleinen Mert. Später ließ Filiz U. als Zweitwohnsitz ein weiteres Haus im türkischen Kesanbauen. Doch sie hatten getrennte Kassen. Was ihr Mann mit seinem Geld machte, wusste sie nicht so genau.

Aber dass er sie betrog, erfuhr sie bald. Er hatte ein Verhältnis mit dem Au-pair-Mädchen, „ich habe sie in flagranti erwischt“. Bald darauf machte er sich an die Putzhilfe 'ran, bis die sich weigerte, das Haus noch einmal zu betreten. „Meine Mutter sagte: Was willst du denn, du hast ein Geschäft, ein Auto, dir geht's doch gut. Und wenn er sich nach dem Seitensprung die Hände wäscht, ist er wieder sauber, also bleib.“

Doch Filiz U. wollte nur noch weg. Sie flog in die Türkei, um die Scheidung einzureichen. Auf dieser Reise fand sie ihr Glück: Sie begegnete Taxifahrer Cemal B., er brachte die in Tränen aufgelöste Frau von Istanbul nach Kesan. Er tröstete sie, wollte hel-





**Sieben Stunden saß Filiz U. bei
Anwalt Koray Kiliç und erzählte,
weinte, erzählte, weinte**



| > | Filiz U. ist an den Rollstuhl gefesselt. Ihre stärkste Stütze ist Sohn Mert, acht Jahre alt

fen und wurde ein guter Freund. Auch als sie längst wieder in Deutschland war und sich mit ihrem Mann auf eine friedliche Trennung geeinigt hatte, hielten die beiden Kontakt. Aus Freundschaft wurde Liebe. „Recep sagte, es sei ihm egal. Er hatte selbst eine neue Freundin.“ Im Familien- und Bekanntenkreis jedoch schimpfte er seine Frau eine Ehebrecherin, sie habe Schande über ihn gebracht.

Nach Rezepts Auftritt im türkischen Konsulat floh sie zu ihrem Bruder nach Niedersachsen, den gemeinsamen Sohn ließ sie zurück. Doch wenige Wochen später verschwand Recep U. plötzlich, Mert hatte er mitgenommen. Außerdem zehn Reisetaschen, voll gestopft mit Grundstückspapieren, Firmenunterlagen, Mietverträgen und dem Goldschmuck seiner Frau.

Filiz U. wusste sich nun nicht anders zu helfen, als erneut in die Türkei zu fliegen, um ihren Mann dort wegen Anstiftung zum Mord anzuzeigen. Während sie auf diesem Flug im November 2006 einem fremden Reisenden auf dem Nebensitz ihre Leidensgeschichte erzählte, hörten eine Reihe weiter vor ihr der Jurastudent Seyfullah Ergin und der Strafverteidiger Jens Rabe mit. Sie hörten, dass man sie angeschossen und bestohlen hatte und dass ihr Sohn verschwunden war. Alles brach plötzlich aus Filiz U. heraus, jetzt musste sie reden. Nach der Landung sprach Ergin sie an: „Sie brauchen einen Anwalt. Mein Freund hier kann Ihnen helfen.“ So kam die Sache ins Rollen.

Ihr Fall lag beim Schwurgericht von Edirne, sechs Verdächtige saßen bereits seit Mai in Untersuchungshaft. Recep U. hatte sie angeschwärzt. Er habe sich von seinem ehemaligen Geschäftspartner und Untermieter Hilmi Ö. 80 000 Euro geliehen, um sie in den Bau einer Nudelfabrik in der Türkei zu investieren, erklärte er. Als dieser sein Geld zurückverlangt habe, hätten sie sich zerstritten. Der Killer sei auf ihn angesetzt gewesen, seine Frau nur versehentlich zwischen die Fronten geraten. Doch mittlerweile glaubte Filiz U. fest daran, dass ihr erstes Gefühl im Krankenzug richtig war: Ihr Mann musste es gewesen sein.

Jens Rabe, Rechtsanwalt im schwäbischen Waiblingen, vermittelte ihr einen türkischen Rechtsbeistand. Am nächsten Tag um acht Uhr saß sie bei Strafrechtler Koray Kiliç und erzählte, weinte, erzählte, weinte. Sieben Stunden lang. Dann flog sie wieder nach Deutschland. Kiliç recherchierte und fand heraus, dass Recep U. noch am selben Tag, als Hilmi Ö. verhaftet worden war, bei Gericht beantragt hatte, alle Immobilien in der Türkei auf ihn zu übertragen. Die Unterschrift seiner Frau hatte er gefälscht.

Von da an liefen die deutsch-türkischen Ermittlungen auf Hochtouren. Anwalt Kiliç, der in der Türkei im Auftrag seiner Mandantin das Scheidungsverfahren vorantrieb und versuchte, in der nächsthöheren Instanz ihr Vermögen zurückzuholen, stieß in den türkischen Ermittlungsakten auf eine neue Spur: Wenige Minuten vor dem Anschlag hatte ein Nachbar einen fremden Volvo bei der Polizei gemeldet, der den ganzen Tag vor seinem Haus gestanden hatte. In dieser Gegend kennt man sich, ein fremdes Auto fällt auf. Deshalb war die Streife auch schon in der Nähe, als der Notruf vom Tatort gekommen war. Zugelassen war der Volvo auf einen Mann namens Selçuk A. Die Polizei in Kesan hatte die Spur jedoch nicht weiterverfolgt.



Zusammen mit ihren juristischen Beiständen ging Filiz U. wieder und wieder die Ereignisse durch, irgendetwas mussten sie übersehen haben. Recep U. konnte nicht geschossen haben, sein Alibi war wasserdicht: Der Manager eines Hotels in Kayseri, 840 Kilometer östlich von Kesan, hatte bestätigt, dass sie zur Tatzeit zusammen Tee getrunken hatten. Aber wer war dann der Schütze? Auch Recepts ehemaligem Kompagnon Hilmi Ö. konnte die Tat nicht nachgewiesen werden, er wurde im Februar 2007 nach achtmonatiger Untersuchungshaft entlassen. Einer indes blieb übrig: dieser Mechaniker Tarik, der wenige Wochen vor dem Anschlag den Jeep der Familie repariert und später am Telefon den Verdacht auf Recep U. gelenkt hatte. Wer war er? Filiz U. hatte dem Mann Geld überwiesen und suchte die Kontoauszüge heraus: Der Empfänger war Selçuk A. – dessen Auto am Tag des Anschlags in der Nähe ihres Hauses geparkt hatte.

Auf die Idee mit den Kontoauszügen kam sie, weil Selçuk A. alias Tarik sie wieder anrief. Um ihren Mann aufzuspüren, versuchte er mit ihr anzubündeln. Tagelang chattete er im Büro seines Freundes Sevgi C. mit ihr. Doch als Sevgi C. herausfand, dass sein Kumpel heimlich seinen Computer benutzte, schaltete er sich selbst ein. Ein türkischer Ermittler, der die Suche nach dem Täter unterstützte, drängte Filiz U., die Gelegenheit zu nutzen, um das Vertrauen des unbekanntenen Zeugen zu gewinnen. Derweil sorgte Anwalt Jens Rabe dafür, dass die deutsche Kriminalpolizei die Chats im Computer speicherte. Und tatsächlich: Nach einigen Tagen begann Sevgi C. zu plaudern.

11. März 2007

Filiz U.: Ich möchte dich etwas fragen. Mich haben zwei Leute wegen Tarik angerufen.

Sevgi C.: Das waren seine Mafiafreunde.

Filiz U.: Wenn du etwas weißt, flehe ich dich an, mir zu helfen.

Sevgi C.: Du bist für 200 000 Dollar verkauft worden.

Filiz U.: Unmöglich. Mein Mann hat nicht so viel Geld.

Sevgi C.: Deshalb sind sie ja auch hinter ihm her. Dein Mann hatte 130 000 Euro Kopfgeld auf dich ausgesetzt, meine Liebe. Ich kenne sogar das Kennzeichen des Autos, das für den Mord benutzt wurde. Ich sollte ihnen helfen, deinen Mann in Deutschland zu finden, um ihn zu erschießen, weil er nicht bezahlte.

13. März 2007

Filiz U.: Selçuk hat angerufen, aber mit einem Mann, der sich mal Tarik, mal Selçuk nennt, rede ich nicht. Er sagt, mein Mann hätte ihn betrogen.

Sevgi C.: Er heißt Selçuk A., Tarik ist nur sein Spitzname. Sei vorsichtig, diese Typen sind Auftragskiller.

Filiz U.: Hat Tarik mich angeschossen?

Sevgi C.: Vielleicht. Vielleicht waren sie zu dritt, vielleicht aber auch zu fünft.

22. Februar 2008, 10 Uhr 30, Istanbul

Als sie die Angeklagten hereinführen, sieben Polizisten in khakifarbenen Uniformen und schwarzen Militärstiefeln, Maschinengewehr im Anschlag, wird es still im Gerichtssaal. Auf der Richterbank am Kopfende des kargen Raumes sitzen drei Richter. Eine Stufe darunter steht Nebenkläger Sevgi C.

„Wie heißt du?“, fragt der Vorsitzende Richter und schaut den Angeklagten im schwarzen Nadelstreifenanzug über den Rand seiner Brille hinweg an. „Selçuk A.“, antwortet er.

Es ist der dritte Verhandlungstag im Prozess gegen Selçuk A. und

Ibrahim I., die wegen Freiheitsberaubung und Körperverletzung angeklagt sind. Sie sollen Sevgi C. mit Klebeband gefesselt, entführt und verprügelt haben. Filiz U. hatte die Chat-Aufzeichnungen dem türkischen Ermittler übergeben, der nahm Sevgi C. in die Mangel, bis er auspackte. Als Selçuk A. herausfand, dass Sevgi C. ihn verraten hatte, verschleppte er ihn mit Hilfe von Ibrahim I. in eine verlassene Lagerhalle und wollte ihn zwingen, seine Aussage zu widerrufen.

Am 11. September 2007 wurden die Kidnapper verhaftet. Später gestand Selçuk A. auch, am 26. April 2006 auf Filiz U. geschossen zu haben. Der Ehemann, Recep U., habe ihn beauftragt, seine Frau zu töten und seine Ehre zu retten, weil sie eine Affäre mit Cemal B. gehabt habe.

22. Februar 2008, 16 Uhr, Kesan

Auf dem Platz vor dem Amtsgericht weht ein kräftiger Wind, Sandstaub rieselt auf das Atatürk-Denkmal. Filiz U. zwingt sich im Rollstuhl durch den Metalldetektor am Eingang des Gerichtsgebäudes. Im zweiten Stock wartet der Familienrichter, um über ihre Scheidung zu verhandeln. Es ist derselbe, der veranlasst hatte, dass ihr Vermögen noch während ihres Krankenhausaufenthaltes auf ihren Mann übertragen wurde. Sie bricht zusammen, fängt an zu schreien, nach ein paar Minuten wird die Verhandlung abgebrochen. Sie kann nicht mehr.

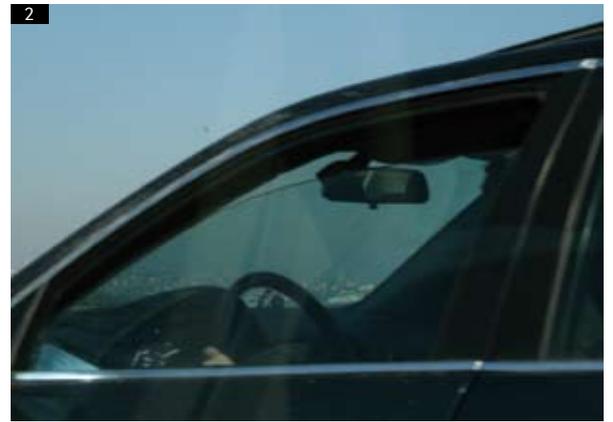
Ihr Anwalt Koray Kiliç versucht, sie zu beruhigen. Ihre Immobilien werde sie in spätestens einem halben Jahr zurückbekommen, tröstet er und warnt: „Sie sollten höflich zum Richter sein, sonst könnte das Verfahren noch länger dauern.“

23. Februar 2008, 14 Uhr, Kesan

Filiz U. sitzt in der großen Küche jenes Hauses, in dem sie knapp zwei Jahre zuvor im Kugelhagel neben ihrem Sohn zusammengebrochen war. Heute ist sie nur zu Besuch, ihr Vater ist gestorben. Der mittlerweile achtjährige Mert sitzt neben ihr und hält ihre Hand. Schluchzend erzählt sie, wie ihr Leben in Deutschland seinen tragischen Lauf genommen hat: Dass sie ihren Sohn erst acht Monate, nachdem sein Vater mit ihm verschwunden war, in der Wohnung seiner neuen Freundin gefunden hatte. Und dass das deutsche Familiengericht festlegte, dass sie Mert nur alle zwei Wochen abholen durfte, schließlich habe der Vater genauso das Sorgerecht. Jedes Mal habe ihr Mann sie bedroht und erniedrigt. „Ich freue mich, dass du Schmerzen hast“, habe er lächelnd gesagt. Und wenn sie sich nicht benehme, käme sie kein zweites Mal lebend davon. Erst als Mert, der die Szenen mitbekommen hatte, sich verängstigt weigerte, zu seinem Vater zurückzufahren, habe der Gerichtsgutachter Mutter und Sohn geraten, ins Frauenhaus zu gehen.

Seither verstecken sich Filiz U. und Mert. Denn Recep U. wird zwar in der Türkei per Haftbefehl gesucht, lebt aber in Deutschland als freier Mann. Seit fast anderthalb Jahren versuchen Filiz' Rechtsbeistände, ihn vor Gericht zu bringen, doch der Amtsschimmel sei lahm, sagt Rechtsanwalt Jens Rabe: „Die Strafverfolgungsbehörden, die sonst jeden Eierdieb verfolgen, kümmern sich offensichtlich nicht genug um den Fall. Es ist doch skandalös, dass Rechtshilfeersuchen zwischen der Türkei und Deutschland wegen unzureichender internationaler Regelungen mehr als ein halbes Jahr unterwegs sind. Und das, obwohl bei uns in Deutschland mehr als 1,7 Millionen Türken leben.“

| < |



- | 1 | Das Einschussloch in der Mauer zeugt von dem heimtückischen Anschlag
- | 2 | Auf der Spur des Schützen: Der türkische Ermittler will im Hintergrund bleiben
- | 3 | Zeuge der Anklage: Hilmi Ö. war dabei, als Recep U. drohte, seine Frau zu töten

„Ich freue mich, dass du Schmerzen hast“, habe Recep U. zu seiner Frau gesagt. „Wenn du dich nicht benimmst, kommst du kein zweites Mal davon“

Der Feind in meinem Kopf

Angst ist das Lebenselixier der Leistungsgesellschaft. Doch in zu hoher Dosis wird sie zum lähmenden Gift – wie die Beispiele von Martha und Sabrina zeigen

Text: MARKUS WANZECK <-> Foto: KATHRIN HARMS

AUS DEM NICHTS Sabrina Erhardt überfällt die Angst in belebten Einkaufszentren

Was hatte sie doch für verdammtes Glück gehabt. Als Martha Kreidler* im Herbst 2000 für ein Politikwissenschaftsstudium nach München zog, war das größte Problem bereits gelöst, bevor sie sich darüber überhaupt Gedanken machen konnte. Die Stadt quoll über vor wohnungssuchenden Studienanfängern, viele von ihnen mussten in Notunterkünften und Jugendherbergen unterkriechen. Und Martha? Hatte bei einer Zimmerverlosung gewonnen – einen der achthundert bunt bemalten Bungalows im Olympischen Dorf, auf deren Dachterrassen allsommerabendlich Grillpartys gefeiert werden. Martha strahlte. Es war der Hauptgewinn im Münchner Studentenwohnungsroulette. Es hätte himmlisch werden können.

Es wurde die Hölle. Als ihr Vater die damals 22-jährige nach wenigen Wochen in München aufsucht, ist sie nur noch ein Schatten ihrer selbst. „Ich glaube, ich muss sterben“, hatte sie ihm am Telefon gesagt.

Und nun kauert sie vor ihm, bleich, zitternd. Das Valium, das ihr der Arzt auf die Schnelle gegen die Panikattacken verschrieben hat, macht sie lethargisch. Begonnen hatte alles am Abend einer Studentenparty, Martha schminkte sich gerade vor dem Spiegel. Plötzlich wurde ihr schwindlig. Ein Adrenalinstoß. Herzklopfen. Aus dem Nichts hatte sie eine rasende Angst überfallen. In den nächsten Tagen begann ihr Herz immer wieder zugaloppieren. Alles konnte Angst auslösen. Die riesige Universität, der belebte Marienplatz, überfüllte U-Bahnen – sie wurden zu No-Go-Areas. Zuletzt wagte sie nicht mehr, ihren Bungalow zu verlassen: Martha hatte Angst vor der Angst.

Jeder zehnte Deutsche leidet unter krankhafter Angst, fünf Prozent der Bevölkerung sehen ihr Leben durch Ängste sogar „ernsthaft eingeschränkt. Obwohl diese Daten anonym erhoben wurden, gehen Experten von einer weit größeren Dunkelziffer aus. Angst ist zwar ein lebenswichtiges Gefühl, doch in der kapitalistischen Leistungsgesellschaft wird sie stigmatisiert. Als Schwäche. Als Störfaktor. „Mindestens dreißig Prozent der Deutschen haben eine latente Angststörung“, schätzt der Psychiater Iver Hand, der 1976 in Hamburg die erste deutsche Verhaltenstherapieambulanz aufbaute. „Sie gehen aber nicht in Therapie, da die Beschwerden gerade noch erträglich sind.“ Sie ertragen die Angst. Aus Angst um ihren Ruf.

Angst kann viele Gesichter haben – und viele Namen. „Klaustrophobie“ etwa: die Angst vor engen Räumen. Oder „Agoraphobie“: die Angst vor weiten Räumen mit großen Menschenansammlungen. Psychologen kennen die Angst vor Vögeln („Ornithophobie“) ebenso wie die Angst vor dem Vögel („Pareunophobie – Sexangst“). Über 300 Phobien listet der Münchner Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer in seinem 2007 erschienenen „Buch der Ängste“ auf. Die hinterhältigste Angst – jene Angst, die Martha in ihrem Bungalow heimgesucht hatte – ist die „Phobophobie“: Die Angst vor der Angst. Nackte Angst. Sie ist nirgendwo und überall. Wohin man auch flüchtet – sie ist schon da.

In den meisten Angststatistiken tauchen Frauen öfter auf als Männer. Das kann verschiedene Gründe haben. Einer davon ist, dass Frauen möglicherweise offener und souveräner mit dem Problem umgehen. So wie Sabrina Erhardt*, eine 29-jährige Pädagogikstudentin aus Braunschweig. Auch sie war einmal von Angstattacken in die eigenen vier Wände zurückgedrängt worden, zitternd, schwitzend, mit brummendem Schädel und hämmerndem Herzen.

Inzwischen ist Sabrina Erhardts Lebensradius wieder größer geworden. An einem sonnigen Februartag sitzt sie im „Eusebia“, einem Studentencafé unweit der Technischen Universität Braunschweig, und schildert die Geschichte ihrer Ängste. Sie sagt: „Da ist so viel passiert, das geht jetzt vielleicht etwas durcheinander, was ich erzähl’...“ Dann fährt sie sich mit der Hand durch das schulterlange blonde Haar und lacht. Es ist ein fröhliches Lachen. Fast zehn Jahre lebt sie nun schon mit der Angst – die beiden haben sich arrangiert, scheint es. Sabrina weiß, ein angstfreies Leben gibt es nicht, für niemanden. Und die Freiheit, die sie braucht, hat sie sich von der Angst zurückerobert.

Sabrinas Freiheitskampf begann gegen Ende ihrer Schulzeit. Bei Klausuren war sie auf einmal nicht mehr nur nervös. „Fast zusammengeklappt“ sei sie, so sehr habe ihr Körper verrückt gespielt. Bald ging ohne Krücken nichts mehr. „Krücken“ – so nennt sie die Hilfsmittel, mit denen sie anfangs noch den Weg in die Schule anzutreten vermochte: Ein Handy, mit dem ihre Mutter jederzeit erreichbar war. Oder das Wissen, dass ihr Bruder während der Prüfung vor der Schule wartete. Bald half auch das nicht mehr. Die Angst trat Sabrinas Krücken weg, eine nach der anderen.

Schließlich kam auch bei ihr die Phobophobie, die Angst vor der Angst. „Diese grundlose Panik, die aus heiterem Himmel kommt, das ist das Allerschlimmste“, sagt Sabrina. Vorher konnte sie noch vor der Angst fliehen. Mithilfe einer Krücke. Durch einen hastigen Ortswechsel. „Aber wie soll man der Angst entkommen, wenn sie offensichtlich keinen Grund hat – und man das weiß?“ Eine paradoxe, ausweglose Situation. Ein Angstkreislauf, der einfach nicht aufhören will, sich zu drehen. Psychologen sprechen von einem „positiven Rückkoppelungsprozess“: Durch die bloße Erwartung der Angst gerät der Körper in Stress, die Person nimmt die physiologische Veränderung wahr und empfindet sie als bedrohlich. Das wiederum führt zu einer Verstärkung der Symptome – der Prozess schaukelt sich selbst zu einer Panikattacke hoch.

Theoretisch ist es denkbar einfach, aus diesem Teufelskreis der Angst auszubrechen: Gar nicht erst Angst vor der ersten Angst haben. Doch in der Praxis frisst die Panik genau diesen Gedankenschritt als erstes auf. Auf diese Weise wurde aus Sabri-

„Mindestens dreißig Prozent der Deutschen haben eine latente Angststörung“, schätzt Psychiater Iver Hand

nas Kampf gegen die Angst eine Geschichte mit vielen Kapiteln.

Das erste Kapitel erzählt von ihrer Ärzte-Odyssee. Hausarzt, Neurologe, Hals-Nasen-Ohren-Arzt, Internist – keiner weiß eine rechte Antwort auf Sabrinas Symptome. Ein Augenarzt ist es schließlich, der eine Angststörung diagnostiziert und sie nach neun Leidensmonaten an einen Psychiater verweist. „Dass all das psychisch bedingt sein sollte, das konnte ich zuerst nicht akzeptieren“, sagt Sabrina. „Ich dachte: Ich spüre ja wirklich etwas. Ich bin doch nicht durchgeknallt!“

Das zweite Kapitel erzählt von einer Einsicht: Angst kann sehr real sein, selbst wenn sie keinen realen Grund hat. Sabrina wendet sich an die Christoph-Dornier-Klinik, die sich auf Konfrontationstherapien spezialisiert hat. Sie muss sich unter psychologischer Anleitung den extremsten „Gefahrensituationen“ aussetzen: Klassenzimmern, Kaufhäusern, belebten Einkaufsstrassen. Sie soll sehen, dass ihre Höllen Hirngespinnste sind. Ihr Körper muss wieder lernen, dass sie an diesen Orten ohne Krücken bestehen kann. Keine Flucht! Die Angst einfach aussitzen! „Man glaubt gar nicht, wie viele Muskeln man anspannen kann“, sagt Sabrina, als sie an diese Prüfungen zurückdenkt. „Das war eine heftige Methode, manchmal fast schon unmenschlich. Aber sie hat geholfen.“ Nach wenigen Tagen ist Sabrina angstfrei und kann zum Abi antreten.

Das dritte Kapitel erzählt von einem katastrophalen Comeback. Nach einem halben Jahr kehrt die Angst zurück, ebenso schnell, wie sie verschwunden war. Dieses Mal hilft die Konfrontationstherapie nicht mehr. Als Sabrina einen Versuch unter Tränen abbricht, erklärt die Psychologin der Klinik die Therapie für gescheitert: „Dann kann man Ihnen eben nicht helfen.“ Sabrina gibt sich nicht auf, versucht, die Angst mit Verhaltenstherapie und Psychoanalyse aus ihrem Leben zu bannen. Während ihre früheren Klassenkameraden das Studentenleben in vollen Zügen genießen, kämpft sie sich von Tag zu Tag. „Ich wollte am liebsten sterben. Ein Leben war das sowieso nicht mehr.“ Schließlich verschreibt ihr eine Ärztin ein Antidepressivum. Es zügelt die Symptome immerhin so weit, dass Sabrina ein Studium aufnehmen kann. Nur aus dem „Bunker“, einem muffigen, neonlichtbeflackerten Kellerhörsaal mit 480 Klappstuhlplätzen, muss sie ab und an noch ins Freie fliehen.

**Sie soll sehen, dass ihre Höllen
Hirngespinnste sind, muss lernen,
dass sie an diesen Orten bestehen
kann – keine Flucht!**

Woher Angststörungen kommen, darüber streiten Experten seit langem. Verschiedene Faktoren stehen unter Verdacht: Vererbung, traumatische Verlusterfahrungen, falsch erlerntes und verfestigtes Verhalten. Stresssituationen gelten als Angstauslöser par excellence. Bei jeder Angstkrankheit spielen individuelle biologische und psychologische Faktoren zusammen.

Der Angstexperte Wolfgang Schmidbauer untersucht die Ursachen aus einer sozialpsychologischen Perspektive. Er diagnostiziert der heutigen Gesellschaft einen nie gekannten Leistungs- und Entscheidungsdruck. „Unsere Angstquellen liegen in der Option der Wahl und der Verantwortung für den Lebenslauf, die man nicht mehr delegieren kann“, so Schmidbauer. In einer Gesellschaft, in der jeder seines eigenen Lebens Schmied ist, wird der vermeintliche Segen der Entscheidungsfreiheit leicht zum Verantwortungsfloch. Schmidbauer zeichnet darum das Bild einer „Generation Angst“.

Laut einer aktuellen Studie der Betriebskrankenkasse haben sich die Fehltag am Arbeitsplatz aufgrund psychischer Erkrankungen in den vergangenen zwanzig Jahren fast verdoppelt – während sie bei allen anderen Krankheitsarten stark rückläufig sind. Eine ähnliche Entwicklung kann man an den Universitäten erkennen. Das Deutsche Studentenwerk veröffentlichte 2007 einen Bericht, wonach immer mehr Studierende unter dem Burnout-Syndrom leiden, das sich in Depressionen, Panikattacken und Versagensängsten äußert. Rolf Dobischat, der Präsident des Studentenwerks, sprach von einer „besorgniserregenden Entwicklung“. Dabei kannte er zu dem Zeitpunkt eine weitere Statistik noch nicht einmal: Bei ihren versicherten Studenten, ließ die Techniker Krankenkasse Ende 2007 verlautbaren, seien zehn Prozent der verschriebenen Medikamente Psychopharmaka.

Sabrinas viertes Angst-Kapitel: Im Internet stößt sie auf Berichte von Menschen mit Schilddrüsen-Erkrankungen – und was sie da liest, kommt ihr seltsam bekannt vor: Niedergeschlagenheit, depressive Phasen, Angstattacken. Einige Arztbesuche später steht auch bei ihr eine neue Diagnose fest: Schilddrüsenentzündung. Sie bekommt eine Hormonbehandlung. „Bald konnte ich wieder ohne mein Handy die Wohnung verlassen und sogar alleine mit dem Zug in eine andere Stadt fahren“, schreibt sie für ihren Therapeuten in einem Erfahrungsbericht nieder. „Ich dachte, ich würde träumen.“ Eine Schilddrüsenenerkrankung also. Sabrina ist überzeugt, dass es ohne deren damals so unerklärliche Symptome niemals zu einer Angsterkrankung gekommen wäre.

Das letzte Kapitel steht Sabrina noch bevor. Der Entzug. Das Antidepressivum Paroxetin mache nicht abhängig, sagte die Ärztin, die es ihr verschrieben hatte. Was sie verschwieg: Manche Patienten leiden unter „Absetzsymptomen“ – stromschlagähnlichen Durchzuckungen, Schwäche- und Angstzuständen. „Manchmal hab ich das Gefühl, die Ärzte beten nur die Parolen der Pharmaindustrie nach“, sagt Sabrina. Vor der letzten Entzugsstufe jedenfalls graue ihr, denn „schon das Reduzieren der Dosis war der Horror“. Sie hat das Sommersemester dafür eingeplant. Danach will sie sich um ihre Masterarbeit in Pädagogik kümmern.

Gut sieben Jahre nach der ersten Angstattacke bereitet sich auch Martha auf ihren Abschluß in Politikwissenschaft in München vor. „Endlich“, sagt sie. Das eine oder andere Semester hätte sie sich sparen können, „wäre nur diese dämliche Krankheit nicht gewesen“. Wie Sabrina hatte Martha eine monatelange Ärzte-Odyssee durchgemacht. Wie Sabrina bekam sie letztlich



ANGST VOR DER ANGST Lange Zeit war die U-Bahn für Martha Kreidler eine No-Go-Area

ein Antidepressivum verschrieben, das ihr über die schlimmsten Panikphasen hinweghalf. Aus Abneigung gegen Tabletten setzte sie es mehrfach ab – immer so lange, bis die Angst sich wieder in ihr Leben schlich.

Es war ein ermüdendes Auf und Ab, das kein Ende zu nehmen schien. Doch 2004, nach vier angstbeherrschten Jahren, überkommt sie die Wut – ein befreiender Wutanfall, sie freut sich noch heute darüber: „Aus Angst vor Menschenansammlungen hab ich das Konzert der Red Hot Chili Peppers in der Olympiahalle verpasst. Da hab ich mir gesagt: Total bescheu-

ert, die menschliche Psyche! Jetzt reicht's!“ Sie setzt das Antidepressivum ab, endgültig. Sie erlernt einige „ganz gute Mechanismen“, mit denen sie den Angstkreisel stoppen kann, bevor er Fahrt aufnimmt. Das koste manchmal Kraft, ja. Nein, das Loslassen der Medikamenten-Krücke, das bereue sie nicht.

Einer der einfachsten und effektivsten Mechanismen, erklärt Martha, sei schlicht, sich nicht immer so ernst zu nehmen. Und überhaupt: „Die Angst vor der Angst verliert schon viel an Kraft, wenn man sich bewusst macht, dass Angst ja eigentlich nichts Schlimmes ist.“
(*Namen geändert) | < |



Hosen runter!

„ ... Alles liegt offen zutage; nichts ist zu verbergen.“

Franz Kafka, Ein Bericht für eine Akademie

III

TYPOLOGIE

DER NACKTHEIT



Illustration:

HELGE HENNING

Text:

TORBEN DIETRICH & SASCHA HELLMANN



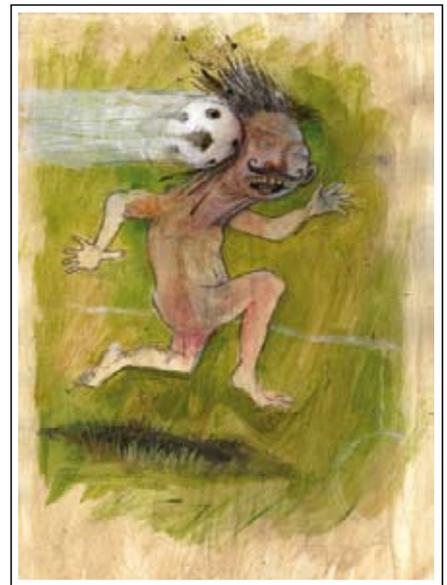
Exhibitionist

Aachen. Ein Exhibitionist belästigte am Donnerstag um 17 Uhr eine 39 Jahre alte Frau und ihre 12-jährige Tochter auf dem Weg zur Eisenbahnbrücke.
Hinweise werden entgegengenommen



Nacktdemonstrantin

Liebe MitstreiterInnen,
die kirgisische Kulleraugenrobbe braucht uns! Kommt alle am Sonntag!



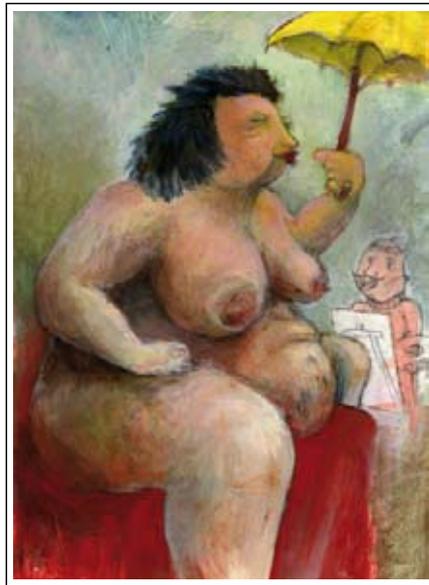
Flitzer

Samstag war's, beim BVB,
da hüpfte Ernie wie ein Reh,
zehn Sekunden nackt im Fernsehen,
er dacht', das sollten alle seh'n



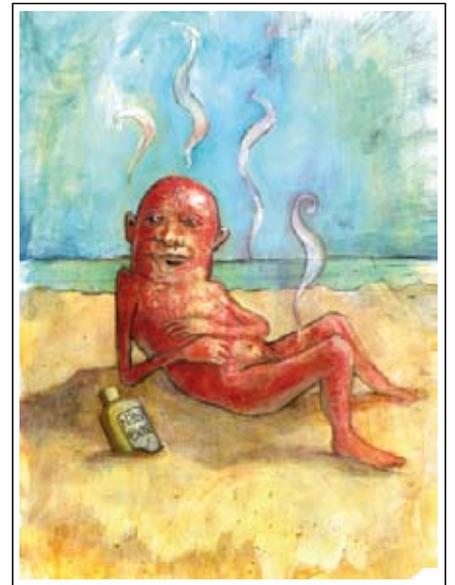
Baby

Liebe Stefanie,
 unser Max ist ein Schmalkebatz.
 Er lacht oft. Bis bald beim
 Babyschwimmen. Karin



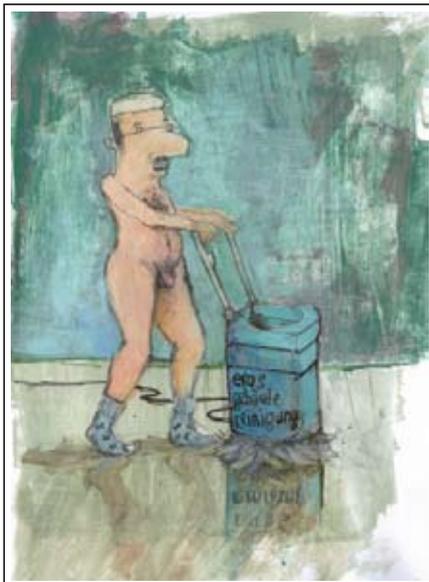
Aktmodell

Sitzfleisch gesucht:
 Für unseren VHS-Grundkurs
 „Aktmalerei“ suchen wir wieder vollschlan-
 ke Damen, Typ Hausfrau



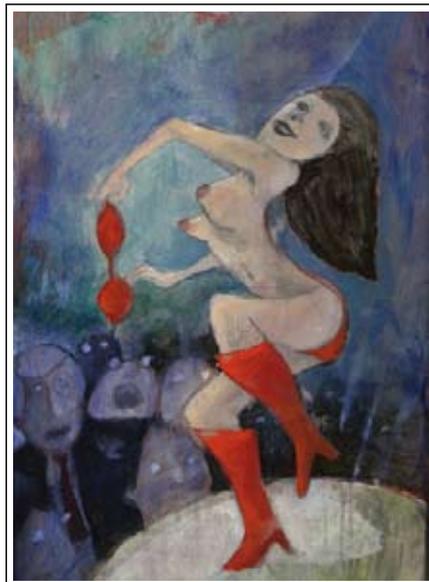
FKKler

Liebe Mutti,
 bin gut auf Usedom angekommen. Die
 Sonne lacht und wärmt die Haut. Alles wie
 früher. Fühle mich frei. Dein Spatz



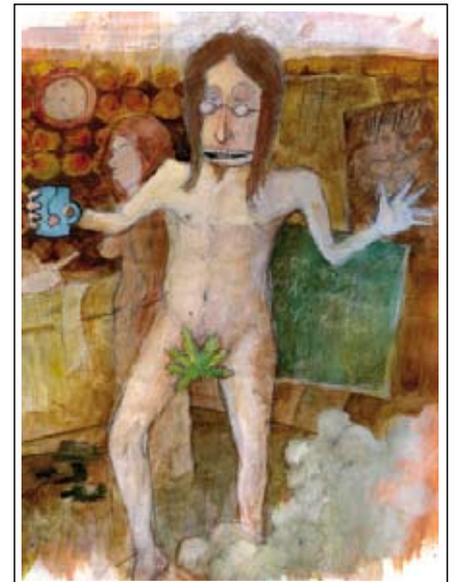
Nacktputzer

Norbert, 39, Politikstudent. Suche
 Nebenjob. Schau gerne anderen bei der
 Arbeit zu. Wische jedoch genauso gerne
 hinterher. Nackt.
 Gegen Taschengeld



Stripperin

Betreff: Betriebsausflug
 Liebe Kollegen, am Mittwoch lädt der
 Vorstand wieder zum vorweihnachtlichen
 Betriebsausflug ein. Abends gibt es Pute
 mit Klößen im „Bärenkrug“, anschließend
 wieder Schenkel in „Petras Hasenstall“



Kommune-1-Bewohner

„Mensch, Ralf, wo willst du denn wieder
 hin? Wir haben heute Küchendienst!“
 „Ey Ulrike, quatsch mich nicht voll
 mit dem Scheiß-System! Vietnam-Demo
 fängt doch gleich an.“

Schaut! Mich! An!

Gogo-Tanzen kann angeblich jeder lernen. Stimmt das?

Text: SARAH-JUANA HOLZ <> Foto: KATHRIN HARMS

S anft umspielt das Disco-Licht meine Cellulitis, während ich halb nackt vor einem Haufen Betrunkener rumhapse und Schlagger mitplärre. „Komm, hol das Lasso raus, wir spielen Cowboy und Indiaaaaaner...“ Hinter mir das DJ-Pult, vor mir zugehörnte Hessen. Unter den Dunst von Schweiß und Bier mischt sich der Geruch von frisch Erbrochenem. Die Disco A66 liegt am Rande Frankfurts, ein echter Dorfschuppen. Gogos gehören hier nicht zum Alltag, mein Vorteil. Niemandem fällt auf, dass ich auf den hohen Stiefeln kaum laufen, geschweige denn tanzen kann. Hauptsache man sieht viel Haut. Damit kann ich dienen, mehr als gewollt. Eine falsche Bewegung und ich bin nackt. Ich vertraue weder meinen losen Strapsen noch meinem rutschenden Top.

Aus Lautsprechern ertönt „Polonaise Blankenese“, wer noch stehen kann, formiert sich zu einer Schlange und marschiert durch den Raum. Die Bühne ist nicht mehr der Mittelpunkt, ich fühle mich sicherer und riskiere einen Hüftschwung. Es fängt an, mir zu gefallen. Kurz überschlage ich, was man als Gogo-Tänzerin verdienen kann. Bis zu 150 Euro pro Auftritt, wenn man gut ist. Eine Welle der Party-Euphorie spült die Einsicht davon, dass ich das keineswegs bin und auch niemals sein werde.

Geldgier allein ist nicht der Grund, warum ich mich zu einem Gogo-Kurs gemeldet habe. Ich verfolge das hehre Ziel,

RECHTS

Erster Auftritt: So ein bisschen Gogo-Gehopse kann doch nicht so schwer sein.

meine gekränkte Eitelkeit zu pflegen. Bei einem Abendessen mit Leuten, die ich bis dahin zu meinen Freunden zählte, diskutierten wir über unsere Tauglichkeit für diverse zweifelhafte Berufe. Keiner glaubte an mein Gogo-Talent. „Du wärst eine Gefahr für dich und andere!“ war noch der netteste Kommentar.

Grundlage für diese Annahme: Meine Chronik des Scheiterns vom Kinderballett bis zum Jazzdance-Kurs in der Oberstufe. Nirgends der Hauch einer Begabung. Aber bitte. So ein bisschen Gogo-Gehopse kann doch so schwer nicht sein. Knappes Outfit, freundliches Lächeln, rauf auf die Bühne. Eher Erotik als Sport. In der Disco ist schließlich jeder schon mal gewesen.

Am nächsten Tag melde ich mich zu einem Kurs an, dessen Wahlspruch lau-

tet: „Gogo-Tanzen kann jeder lernen“. „Du nicht!“ Solche Bemerkungen von Freunden und Familie überhöre ich tapfer. Erste Zweifel schleichen sich ein, als ich die Website der Dance-Academy anklicke. „Ich trainiere seit sechs Monaten für den Marathon. Wird das als Vorbereitung auf den Gogo-Kurs reichen?“ will dort ein User wissen. Böse Ahnungen begleiten mich, als ich den verspiegelten Raum des Fitness-Studios in Frankfurt betrete. Trainerin Katja lacht uns entgegen und prophezeit: „Ein echt anstrengendes Wochenende!“. Achtzehn Mädchen und ein Junge, der allerdings kurz darauf das Handtuch schmeißt, alle zwischen 18 und 25 Jahren, stehen in T-Shirt und Jogginghose bereit. „Ich bin zum sechsten Mal dabei“, verkündet ein Mädchen. Ein anderes sieht sie neidisch an: „Oh, ich erst zum vierten Mal.“ Na toll... Zumindest scheinen nicht alle für den Marathon zu trainieren.

Lächelnd hält uns Katja vier Stunden lang auf Trab. Selbst ich finde in die Choreographie, nachdem ich zunächst an ein paar simplen Kniebeugen gescheitert bin. Diverse Aktionen, die möglichst sexy aussehen sollen, macht uns Katja vor. Sie gleitet elegant in die Hocke und lässt ihre schulterlange Mähne kreisen. Dann springt sie aus der Hocke auf und schwingt die Hüften und streckt die Beine. Das ganze wiederholt sie ein paar Mal. Stöhnend folgt die Gruppe, nach zwei Stunden knirscht es in Lungen und Gelenken. Die Truppe sendet statt Sex-Appeal eher Blut,





Schweiß und Tränen aus. Erst am Nachmittag kündigt ein Kreischen den Höhepunkt an: Die Kostümprobe. Schon heute Abend soll es in die Disco gehen. Das erste Mal vor Publikum tanzen! Die Mehrheit der Mädchen hat ihren eigenen Kram mitgebracht, eine einzigartige Gelegenheit, die private Dessous-Sammlung einer breiteren Masse zu präsentieren. Ein Meer aus schwarzen Miedern und Neckholdern, kombiniert mit Stoffstücken, die den Namen „Rock“ nicht mehr verdienen, mitendrin ein Mädchen im Krankenschwestern-Look. „Hab ich extra neu gekauft“, verkündet Elena, ein eher schüchtern wirkendes, zartes Mädchen und präsentiert einen goldenen Monokini, ein Hauch von nichts. Es ist ihr erster Kurs, allerdings hat sie zuhause vor dem Spiegel geübt. Beruflich will sie auf keinen Fall Tänzerin werden, aber, ach, einmal auf der Bühne stehen...

Diese Gelegenheit bietet sich mir in der Nacht. Vor mir tobt die Menge, Gesichter die zu einer Einheit verschwimmen. „Ey geil! Stripperinnen!“ – „Was für Titten!“ Die ersten Typen fangen an zu grölen. Kein Wunder, denn trotz intensiver Gebete rutscht mein Oberteil, ein roter Fet-



OBEN

Vorspiel im Studio: Immer wieder die gleichen Aktionen. Streicheleinheiten gehören dazu



zen, den eigentlich eine komplizierte Wickeltechnik halten soll, Richtung Nabel. Ich kann nicht fassen, dass ich hier meine Problemzonen der Welt präsentiere. Auf dem Podest neben mir windet sich Anna im Rhythmus der Bässe und lächelt mir zu. In ihrer Freizeit tanzt sie Ballett. Ein klarer Vorteil. Während sie sich nach unten schlängelt, hüpfte ich unbeholfen herum. Aber keiner lacht. Klar ich weiß: Die sind alle betrunken und registrieren nur noch nackte Haut, dennoch: Toll, dass die mir die Gogo-Tänzerin abkaufen, auch wenn ich mich keine Sekunde lang in dieser Rolle ernst nehme.

Nach fünfzehn Minuten ist der erste Auftritt geschafft. „Die Jungs wollten mich überhaupt nicht mehr gehen lassen“, lacht Jenny, die zum vierten Mal dabei ist. „Ich habe ihnen gesagt, dass bald die nächste Tänzerin kommt, aber die wollten mich!“ Sie strahlt und zupft ihren silbernen BH zurecht.

Auch für sie gilt: Einmal im Mittelpunkt stehen! Ein Wochenend-Kurs kostet 155 Euro, dabei ist der Auftritt nicht mal garantiert. Bei Nicht-Optik, maximaler Kleidergröße 40, oder Nicht-Begabung kann die Trainerin ein Veto einlegen. Kat-



ja hat uns alle mitgenommen und auch bei Grenzfällen wie mir ein Auge zuge-drückt. Bei Jenny, schlank und durchtrainiert, käme dagegen sicher niemand auf die Idee, sie nicht auftreten zu lassen. Sie zieht mittlerweile Gogo-Tanzen sogar als Nebenjob in Erwägung. „Ich tanze eh total gerne.“

Katja hatte uns gewarnt: Immer etwas überziehen, wenn wir den Umkleideraum verlassen. Lässig überhöre ich die Warnungen und schlendere in Strapsen, Hotpants und Wickel-Top an die Bar. Ein böser Fehler. „Was kostet bei dir die Nacht?“ Ein sonnenstudiogebrauntes Muskelpaket baut sich neben mir auf. Ich schüttele den Kopf, habe Durst und will in Ruhe ein Wasser trinken. „Ey komm Baby, sag doch mal!“ Plötzlich wird mir meine Nacktheit wieder bewusst. Für ihn bin ich Freiwild, besser, den Kerl nicht zu provozieren. Ich schaue mich um; nur Typen um mich herum, die mich anstarren, ein paar Frauen, in deren Augen förmlich geschriebensteht: „Ach, die Schlampe hat es nicht anders verdient.“ Ich nehme mein Glas, will abhauen, als ich seine Hand auf meiner Hüfte spüre, dann auf meinem Hintern. „Was für ein geiler Arsch!“ murmelt er.



OBEN

Für Steffi und Babs ist es nicht der erste Kurs. Vor dem Auftritt steigt trotzdem wieder die Spannung und die Angst, dass etwas verrutscht

Gogo-Regel Nummer eins: Nie einen Gast schlagen, sondern dem Security Bescheid sagen. Prügelnde Gogos schaden dem Image der Disco. Leider ist gerade keine Security in Sicht, und dieser blöde Schuppen ist mir so was von egal. Wütend schlage ich dem Grabscher auf die Finger und fliehe in die Umkleidekabine, wo mir Katja erklärt, ich müsse an meiner Ausstrahlung arbeiten und viel arroganter schauen, dann würde so etwas nicht passieren. Als ob da draußen noch irgendjemand auf meinen Gesichtsausdruck achtet! Jenny lacht, als ich ihr von dem Kerl erzähle. So sind die Typen halt. Aber eigentlich sind die Frauen viel schlimmer, richtige Zicken, wenn sie eifersüchtig werden. „Als ich mich eben auf der Toilette durchdrängelte, hättest du mal die Blicke sehen sollen!“

Immer wieder versuchen Männer, den Umkleideraum zu stürmen. Aber Katja bleibt hart, schlägt ihnen die Tür ins Gesicht und droht mit Security. Normalerweise würden Gogo-Tänzerinnen zur Bühne begleitet, alleine zu gehen sei zu unsicher. Aber auch zu unserem letzten Auftritt kurz vor drei müssen wir uns ohne Begleitschutz durchschlagen. „Ey



Süße, blas' mir einen!“ Eine Horde Männer versperrt uns den Weg, wütend schieben wir sie zur Seite. Mit meinem Enthusiasmus ist es vorbei, ich will nur noch ins Bett. Stattdessen lande ich an der Stange. „Das traust du dich nie!“ höre ich im Kopf die Stimme meines Bruders. Aber der hat doch keine Ahnung. Wild entschlossen packe ich das wackelige Ding und ignoriere die scheelen Blicke meiner Kolleginnen. Jede möchte an der Stange tanzen. Warum ist mir schleierhaft. Ich breche mir fast die Beine beim Versuch, mich schlangengleich darum herum zu winden. Das Podest mit der Stange steht mitten im Tanzbereich. Kein schützendes Pult hinter mir. Ein Typ will mir zwanzig Euro zustecken, aber selbst wenn ich wollte, könnte ich sie nicht annehmen: Eine Hand brauche ich, um die Offenlegung meiner Brüste zu verhindern, die andere umklammert die Stange. „Ich bin doch keine Nutte!“ schreie ich ihn an und spüre: Ich werde zunehmend zickig, weiß nicht mehr, was ich mit der Stange anfangen soll. Leider merkt man das. „Das kann ich ja besser!“, ruft ein Mädchen aus der Menge.

Zu allem Überfluss springen zwei Männer zu mir aufs Podest. In solchen

„Ich bin doch keine Nutte!“, schreie ich ihn an...

RECHTS

Endlich steht sie im Rampenlicht: Für ihren Auftritt hat Elena wochenlang vor dem Spiegel geübt

Situationen gilt für Gogos: Keinen Streit anfangen, weiter tanzen als sei man alleine, und auf die Security hoffen. Wie man zwei Zweimetertypen auf dieser handtuchbreiten Bühne ignorieren soll, ist mir ein Rätsel. Noch nie kamen mir fünfzehn Minuten so lang vor, am liebsten würde ich von der Bühne springen. Aber da entdecke ich drei Mädchen aus dem Kurs, die klatschen und mir zjubeln. Ich lächle ihnen zu und kratze meine Restenergien zusammen. Um vier Uhr morgens sinke ich ins Bett, einige feiern noch weiter.

Am nächsten Morgen torkeln wir hinter einer gut gelaunten Katja in den Fitness-Raum. Katja, die ausgebildete Tanzlehrerin, tanzt Gogo seit sie 16 ist. Ihr kann so eine Nacht nichts anhaben. Mir schon. Aber das letzte Ziel ist noch nicht erreicht. Nach all der Anstrengung will ich wissen, ob ich doch das Zeug zum Gogo-Girl habe. „Dir fehlt die Koordination, die Spannung und jede Form von Choreographie!“, zerstört Katja bei der Videoanalyse meine Träume. Andere haben sie stärker beeindruckt. Das höchste Lob erntet die blonde Nadine. „Du hast ein Gesicht“, schwärmt Katja, „damit könntest du schon fast in einem Porno mitspielen!“ | < |



| < | Splitterfasernackt
kriecht und klettert
Schauspieler Jörn Kolpe als
Werther über die Bühne



SPIESSBÜRGERLICHES SCHAMEMPFFINDEN

„Schon wieder ein nackter Mann!“

Text: ANKE LÜBBERT

”

Kaum ein Stück an deutschen Theatern, in dem nicht alle Hüllen fallen. Nackte Schauspieler ernten abfällige Kommentare aus dem Publikum, sind Auslöser für schlechte Kritiken und Kündigungen von Theaterabos. Auch Kristo Sagor schickt seinen Werther nackt auf die Bühne.

Was sagen Sie zu einem Theaterbesucher, der frustriert seufzt, weil sich im Theater wieder mal jemand auszieht?

KS: Ich würde ihm sagen, dass es mir für ihn Leid tut. Ich würde ihn bedauern, weil er die Schönheit dieses Momentes nicht erleben kann.

Worin liegt die Schönheit, wenn sich ein Schauspieler die Kleider vom Leib reißt?

KS: Vom Leib reisst? Wozu die Polemik? Der menschliche Körper ist ästhetisch. Warum sollte das im Theater anders sein? Nacktheit ist eines von vielen möglichen Mitteln, im Theater etwas auszudrücken. Wie mit anderen starken Mitteln sollte man auch mit Nacktheit sinnvoll umgehen. Aber der Angriff gegen die Nacktheit kommt letztlich aus einem spießbürgerlichen Schamempfinden. Wenn wir alle so aufgeklärt wären, dann könnten wir jetzt auch über grüne Socken reden.

Nacktheit ist eben immer noch eine Provokation.

KS: Ja, aber Provokation finde ich langweilig. Mir geht es eher darum, fast schon pädagogisch, zu zeigen, es kann wunderschön sein, sich einen nackten Menschen anzusehen. Mein Ziel ist es, denjenigen, die mit verschränkten Armen da sitzen und sagen: „Das finde ich unmöglich, immer diese Nacktheit“, abzuluchsen zu sagen, „Es war schon irgendwie schön“. Dabei geht es nicht um Körperkult, sondern um ganz normale Menschen. Und Jörn Kolpe, der den Werther spielt, ist ja auch kein Abziehmodell.

Ist es schwierig, die Schauspieler zu überreden, sich auszuziehen?

KS: Wenn einer nicht will, kann ich ihn nicht zwingen. Aber nein, die meisten Schauspieler sind Profis, die sagen, „ich mache das, wenn es inhaltlich Sinn macht“. Es gibt ein paar zeigewillige Schauspieler, denen das Stück mehr Spaß macht, wenn sie sich ausziehen dürfen. Aber das ist eine Minderheit.

Gibt es so etwas wie eine unausgesprochene Regel, Das muss man mal gemacht haben? Jeder Seefahrer muss einmal ums Kap Hoorn und jeder Schauspieler muss sich mal auf der Bühne ausziehen?

KS: Von der Schauspielerbiografie her könnte man das bestimmt so sportiv formulieren. Aber für mich geht es ja nicht darum zu sagen, bei mir dürft ihr alle einmal nackt sein. Ich erzähle eine Geschichte und dabei ist Nacktheit ein Mittel.

Warum lassen Sie Goethes Werther in Ihrer Inszenierung fast zehn Minuten lang nackt auf der Bühne spielen?

KS: Bei Nacktheit geht es fast immer um Verletzlichkeit. In dieser Inszenierung hat die Nacktheit drei Aspekte. Werther verfällt Lotte Stück für Stück. Das passiert schleichend, sukzessive. Und ebenso langsam verliert Werther seine Kleidung. Dann legt sich Werther hinter die angezogene Lotte. Das Bild steht für einen sexuellen Hitzemoment, für reale Nähe. Und schließlich ist Werther im Augenblick seines Selbstmords nackt. Er kehrt in aller Unschuld zurück zu Gott.

Warum behält Lotte ihre Kleider an?

KS: Wir haben da auf der Bühne eine masochistische Konstellation: Das männliche Ego erregt sich, hat tolle, intellektuelle Gedanken, während die Frau Projektionsfläche zu sein hat. Es geht ihm nicht um ihren Körper, sondern um seinen eigenen Erregungszustand und deswegen zieht er sich aus, nicht sie.

Also geht es Ihnen um eine antichauvinistische Aussage.

KS: Ja, in gewisser Weise schon. Bei der Premiere hat eine Frau gerufen: „Schon wieder ein nackter Mann.“ Eine Frau. Das heißt, sie hat sich mit dem ekelhaften Patriarchat, das Frauen nackt auszieht und in dem der Männerkörper in Uniform wahrscheinlicher ist als nackt, total identifiziert. Sie sagt nicht „Oh nein, ein nackter Mensch“, sondern „Mann“. Nackte Frauen sind ja überall, auch auf der Titelseite von TV-Spielfilm. Es ist von daher auch spannender, Männer auszuziehen. Im Patriarchat ist die Schwäche und Hilflosigkeit von Frauen strukturell vorgesehen, die von Männern eine Abweichung.

Es gibt wenige Orte, an denen Nacktheit gesellschaftlich toleriert wird. Im Privatraum, in der Sauna, am FKK-Strand.

KS: Und im Theater.

Wieso gehört das Theater dazu?

KS: Theater hat grundsätzlich eine voyeuristische Struktur. Mindestens einer auf der Bühne agiert – das Publikum guckt. Und dabei ist Nacktheit ein sehr wirkungsvolles Mittel. Idealerweise ist man im Theater nicht Zuschauer, sondern Zeuge. Es macht etwas anderes mit dem Publikum, wenn jemand eine Einliterwasserflasche austrinkt, als wenn er einen schlaun Satz sagt. Oder wenn jemand drei Bananen isst. Bananen essen ist wirkungsvoller als einen Satz aufzusagen. Und so ist das auch mit der Nacktheit.

Haben Sie sich jemals in der Öffentlichkeit ausgezogen?

KS: Nein. Nicht in der Öffentlichkeit. Einmal habe ich als Jugendlicher nackt in unserem Innenhof getanzt. Ich fand das wunderbar. Aber da war ich allein.

“



Kristo Sagor

Jahrgang 1976, ist einer der erfolgreichsten jungen deutschen Theaterautoren und Regisseure. Er schrieb u. a. „Dreier ohne Simone“, „Durstige Vögel“, „FSK 16“, „Werther. Sprache der Liebe“. Sagor inszeniert an vielen deutschen Theatern und lebt in Berlin

Er beugt sich vornüber, knüpft die Schnürsenkel auf, streift Schuhe und Socken ab, zieht den Rollkragenpullover über den Kopf, löst zuerst den Gürtel, öffnet dann den Reißverschluss und lässt die Hose herabgleiten. Ein Kleidungsstück nach dem anderen landet auf der Sitzfläche des farbvertropften Holzstuhls, zuoberst das Feinrippunterhemd und der graue Slip. Christian Glaßmann richtet sich auf, macht zwei, drei schnelle Schritte hin zum Podest in der Mitte des Raumes. Zu der Bühne, die der pensionierte Elektroingenieur seit gut zehn Jahren regelmäßig betritt, als Aktmodell an der Leipziger Hochschule für Graphik und Buchkunst (HGB).

„Wie war noch mal die Pose?“, ruft er zu den Studenten und ihrem Dozenten hinüber. Der kleine, fast kahlköpfige Mann tänzelt auf einem ausgewaschenen gelben Saunahandtuch und setzt abwechselnd das linke und das rechte Bein nach vorne. Der Dozent deutet mit dem Kopf auf eine schwarze Plastik aus Wachs, eine dreißig Zentimeter große Kopie des nackten Pensionärs: „Das rechte Bein vor, den linken Arm angewinkelt.“ Ein Dutzend Aktmodelle beschäftigt die Kunsthochschule, sechs Frauen und sechs Männer. Christian Glaßmann ist mit 68 Jahren der älteste von ihnen.

Ruhig steht Glaßmann da, den strammen Bauch vorgereckt. Folgsam hebt er das Kinn, winkelt den Arm an oder ballt die Faust. Immer wieder schießt er auf die im kaltweißen Kunstsaal aufgebockten Plastiken und Büsten, die sich unter den knetenden Händen der Studenten langsam zu seinen Abbildern formen. Dabei fachsimplert er mit den angehenden Künstlern über die Vorteile von Ton und Wachs beim Plastizieren und parliert über den Steinmetzkurs im vergangenen Sommer. Fad sei das gewesen, stundenlang hätten die Bildhauer gehämmert und dennoch habe er kaum ein Ergebnis sehen können.

Gerade das Ergebnis aber reizt Glaßmann an seinem Job. „Im Prinzip ist das Modellstehen langweilig“, sagt er. „Deshalb vertreibe ich mir mit Spielchen die Zeit. Ich schaue den Leuten ins Gesicht

**Christian Glaßmann liebt Motorradrennen,
Tauchen und das nackte Posieren.
Er ist Aktmodell an der Leipziger
Kunsthochschule – Freunde und Familie
wissen nichts davon.**

OPAS GEHEIMNIS

Text: JULIA ROMMEL <> Foto: KATHRIN HARMS

| > | Der 68-Jährige ist das dienstälteste Aktmodell an der Kunsthochschule Leipzig und wird besonders gerne gebucht: Er kann stundenlang stillstehen, friert nie und liebt seinen Job





| 1 | Aus Wachs geknetet,



| 2 | bis auf Reste vergipst,



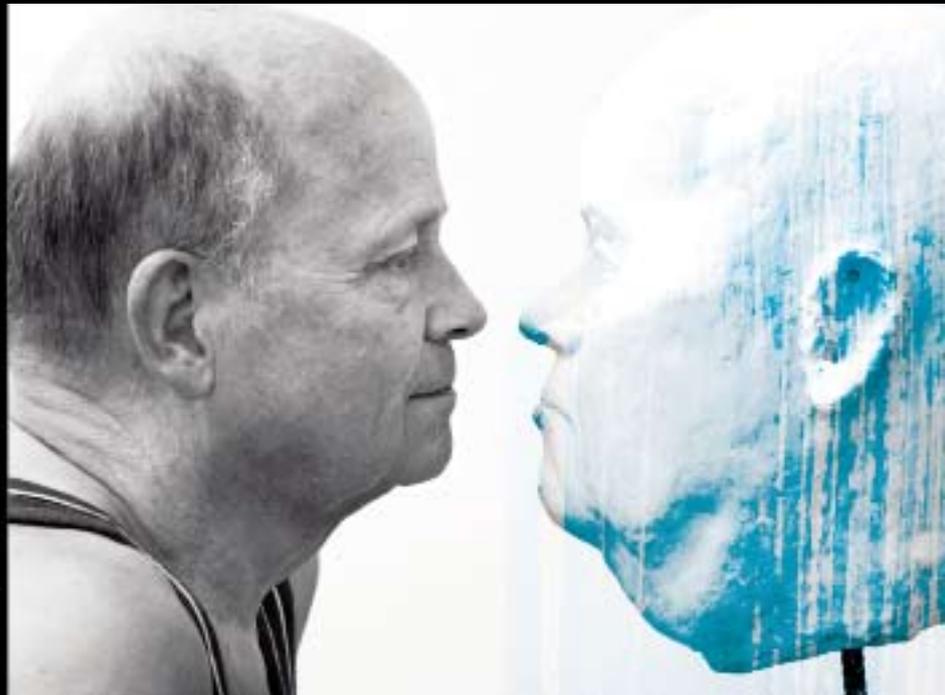
| 3 | von oben bis unten entblättert,



| 5 | – Christian Glaßmann steht immer im Mittelpunkt.



| 4 | spiegelgenau konterfeit,



und überlege mir, wie das Bild wohl aussehen wird, das sie von mir zeichnen. Manche gucken die ganze Zeit furchtbar böse, und wenn ich mir in der Pause das Bild ansehe, bin ich überrascht, wie gut es mir gefällt.“ Im 19. Jahrhundert galt das Arbeiten nach dem lebenden Modell als Krönung einer akademischen Ausbildung. Kaum etwas ist so fordernd, wie einen Menschen in seiner Dreidimensionalität auf Papier zu bringen, ihn in Stein oder Metall festzuhalten. Noch heute ist das Aktzeichnen unabdingbarer Teil des Lehrplans an den 53 landesrechtlich anerkannten deutschen Kunsthochschulen.

Doch es sei schwierig, gute Modelle zu finden, sagt Steffen Bachmann, Dozent für Plastik an der Leipziger Hochschule für Graphik und Buchkunst (HGB). Zwar sind die einstigen Grauzonen im Verhältnis von Maler und Modell ausgeleuchtet, sexuelle Verpflichtungen, die an den Pariser Kunstakademien im vorletzten Jahrhundert selbstverständlich zum Engagement eines weiblichen Modells gehörten, sind längst Geschichte. Berufsmodelle gibt es trotzdem kaum mehr, dabei brauchen die Aktklassen wechselnde Studienobjekte. Aber von der Bezahlung kann man nicht leben. Studenten sind oft ein mittelmäßiger Ersatz. „Viele sehen das nur als einen Job. Wenn ich merke, dass jemand keine Lust hat, mag ich den auch nicht mehr einladen“, sagt Bachmann. Für ihn zählt die Zuverlässigkeit eines Modells und seine Körperausstrahlung. Die hängt erheblich davon ab, wie gerne jemand Akt steht.

Glaßmann ist gerne Aktmodell. Eine Bekannte, damals Studentin an der Kunsthochschule, warb ihn vor gut zehn Jahren an: Es gebe zu wenige männliche Modelle in den Aktkursen, ob er es nicht einmal probieren wolle? Auch wenn der Ex-Ingenieur gerne erzählt, dass er die junge Frau zunächst abwimmelte – sie hatte ihn bei seiner Eitelkeit gepackt. „Ich hatte Bilder von klassischen griechischen Statuen im Kopf. Und ich wollte das einfach mal ausprobieren.“

Beim ersten Auftritt im sechs Meter hohen, hell erleuchteten Aktsaal war er verkrampft. Aus dem einen Glas Rotwein zum Auflockern wurden erst drei, dann vier, bis er sich vor den Augen von zwanzig Studenten auf das Podest wagte. Trotzdem stand am Ende des Abends fest: Das Aktstehen gefiel ihm. Wenn es auch manchmal anstrengend sei, drei Stunden lang ausgestreckt dazuliegen, „wie auf dem Präsentierteller, und alle gehen um einen herum.“ Mit dem Nacktsein hat Glaßmann längst keine Probleme mehr: in der Sauna oder am FKK-Strand sei das schließlich auch normal. Die schützende Stellwand, hinter der er sich am ersten Abend noch entkleidete, nennt er heute altmodisch. Im übrigen sei das Ganze „völlig unerotisch“, sagt er und belächelt die Unsicherheit vieler Erstsemester angesichts seiner Blöße: „Die streifen mich nur mit ihren Blicken, trauen sich nicht, richtig hinzuschauen.“

Nur einmal, gleich zu Anfang, hat Glaßmann die Anonymität des Aktsaals verlassen. Eine Studentin bat ihn, nach dem Kurs in ihrer Wohnung Modell zu stehen. Er fand sie sympathisch und stimmte zu. Plötzlich war sie doch da, die „gewisse erotische Komponente“, sagt er. „Als sie mich aufforderte, mein Bein zu bewegen, sagte sie das nicht mehr zum Modell, sondern sie sagte das zu mir als Christian Glaßmann.“ Vielleicht hätte mehr daraus werden können, eine Bett- oder gar eine Liebesgeschichte. Doch beiden war die Situation unangenehm. Es blieb bei dem einmaligen Ausflug und bei gegenseitiger Sympathie.

Von da an tauchte Glaßmann an mehreren Abenden pro Woche in sein geheimes, zweites Leben ein. Der Beruf als Außendienstmitarbeiter bei einem großen Elektronikhersteller bewahrte ihn vor

Eine Studentin bat Glaßmann, nach dem Kurs in ihrer Wohnung Modell zu stehen. Plötzlich war sie doch da, die „gewisse erotische Komponente“

„Am Anfang war ich stolz und habe mitgezählt, wie oft ich irgendwo in der Hochschule hänge“, sagt Glaßmann. Inzwischen langweilen ihn die immer gleichen Positionen

den Nachfragen seiner Frau, von der er inzwischen geschieden ist. Sie weiß bis heute nichts von seinen Aktstunden, denn für sie würde „ihre kleine Welt zusammenstürzen“, so der Pensionär. Die erwachsenen Kinder waren bereits aus dem Haus, eingeweiht hätte er sie sowieso nicht: „Mein Sohn ist so brav, den würde das nur schockieren.“ Nicht schockiert war zum Glück die Leiterin des Kindergartens, in dem Glaßmann den Kindern ehrenamtlich Geschichten vorliest. Sie hörte vom Nebenjob ihres Lesepaten und bestellte ihn zu sich ein. Doch anstatt ihn vor die Tür zu setzen, fragte sie ihn über das Modellstehen aus.

Glaßmann begann, sich für die Kunsthochschule zu interessieren, besuchte Vernissagen, half einen Sommer lang beim Aufbau eines Walskeletts in der Anatomieabteilung und bewegt sich heute in den Räumen der Leipziger HGB wie in einem zweiten Zuhause. Trotzdem bleibt eine Distanz zwischen dem Pensionär und den

Künstlern – zum Freund wurde nur die junge Frau, die ihn in ihrer Wohnung gemalt hatte. Ab und zu nimmt er sie mit zu Motorradrennen in der Umgebung.

„Sie haben ja abgenommen“, sagt ein Student, nachdem er eingehend den Hintern seiner Plastik mit dem lebenden Original verglichen hat, und schält mit dem Messer Wachs von seiner Figur. Auch wenn Glaßmann die Bemerkung mit einem Lachen abtut, Äußerlichkeiten sind ihm wichtig. Seitdem er als Aktmodell arbeitet, entfernt er jedes Haar von seinem Körper – abgesehen von den wenigen am Kopf. „Das mag an bestimmten Stellen komisch aussehen, aber zum Zeichnen ist es besser“, erklärt er. Nach anderthalb Stunden gibt er das Signal für eine Pause, rechtzeitig bevor es zu anstrengend wird und die Muskeln sich verkrampfen. „Kalt ist mir aber nie, ich stehe immer barfuß“, sagt der Senior, als er rasch wieder in seine Kleidung schlüpft. Auch das sei ein Grund, weshalb man ihn gerne engagiere.

Die Ansprüche Glaßmanns an das Modellstehen stiegen mit den Jahren – und an die Bilder, die ihn zeigen. „Am Anfang war ich stolz und habe mitgezählt, wie oft ich irgendwo in der Hochschule hänge“, sagt er. Inzwischen langweilen ihn die immer gleichen Positionen in den Grundstudiumskursen, Kontrapost, der Wechsel zwischen Spiel- und Standbein. Er zieht es vor, für fortgeschrittene Studenten Modell zu stehen, für Porträts oder, wie jetzt, für das Plastizieren. Ihn reizt der fremde Blick auf die eigene Person. „Man lernt sich so kennen, wie andere Leute einen sehen, und man sieht die eigenen Schwächen.“ Zwischen seinen Worten schimmert ein Wunsch auf, den einige Modelle in der Kunstgeschichte bereits verspürten – mehr als nur die Vorlage zum Gelingen eines Werkes beizusteuern: „Heute noch habe ich manchmal den falschen Ehrgeiz, das Bild von mir muss schön, muss gut sein.“ Ernsthafte Ambitionen besitze er aber nicht, sagt Glaßmann: „Ich werde nie anfangen zu malen oder eine Galerie aufmachen“. Der Erfolgs-Galerist Gerd Harry Lybke hatte seine Karriere als Aktmodell an der HGB begonnen – allerdings im Alter von 22 Jahren. Heute vertritt seine Galerie Eigen+Art Künstler der „Leipziger Schule“, deren Werke auf dem internationalen Kunstmarkt boomen.

Glaßmann wird weiterhin jedes Semester Modellverträge mit der Hochschule abschließen. Nicht, weil ihn die knapp acht Euro pro Stunde reizen. Sondern weil ihm das Gemaltwerden und das Heimliche gefallen. Dass durch Zufall jemand von seinem Job erfahren könnte, etwa seine Motorradfreunde oder die Kumpels aus dem Tauchverein, fürchtet er nicht. Dazu seien die Welten zu verschieden. Erzählen will er ihnen trotzdem nichts: „Das sind Männerfreundschaften. Die würden das nicht verstehen.“



| > | Der Kunststudent Philipp nimmt Maß: „Sie haben ja ganz schön abgenommen“, mäkelte er

| < |



meister,
maier,
krause &
kollegen

Ihr gutes Recht

Anwälte

Reinhard Meister

Michael Maier

Rolf Krause

Ulrich Steinacher

Tanja Krumm

Gabriele Maier

Rechtsgebiete

Arbeitsrecht

Familienrecht

Erbrecht

Steuerrecht

Mietrecht

Privates Baurecht

Reiserecht

Strafrecht

Verkehrsrecht

Sozialrecht

Arzthaftungs- und

Medizinrecht

Und hier finden Sie uns

Anwaltskanzlei Meister, Maier, Krause & Kollegen

Bismarckstraße 26 72622 Nürtingen

Fon 0 70 22/97 93-0 Fax 0 70 22/97 93-97

www.kanzlei-meister.de Zentrale@kanzlei-meister.de

Mit Rhythmus und Balance den Herausforderungen des Lebens begegnen.
WELEDA Arzneimittel und Körperpflegeprodukte helfen individuell,
das körperliche und seelische Gleichgewicht zu finden.

balance

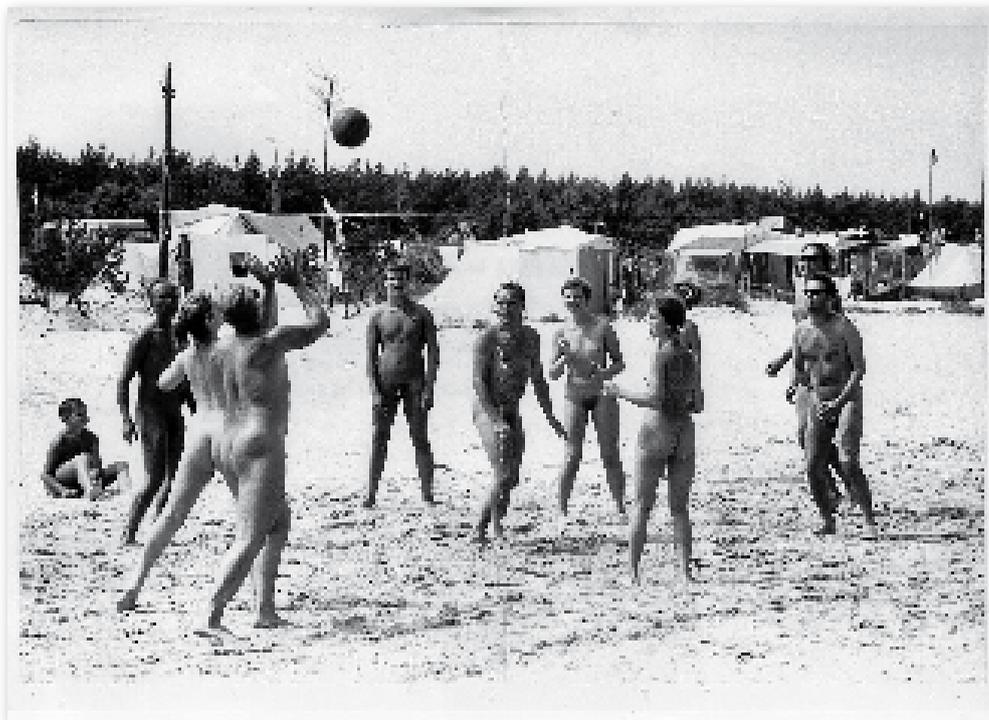
rhythmus

WELEDA

DER REAL EXISTIERENDE NUDISMUS



Text: SARAH-JUANA HOLZ



| < | Seit Jahrzehnten tummeln sich FKK-Freunde an den Ostseestränden. In der ehemaligen DDR galt Nacktsein als Befreiungsakt

Nackt nach Usedom. Freunde der Freikörperkultur können sich im kommenden Sommer sogar das lästige Reisegepäck komplett sparen. Der Erfurter Reiseanbieter „OssiUrlaub.de“ bietet erstmals einen Nacktflug an. Nur die Piloten und das Kabinenpersonal dürfen angezogen bleiben. Der Flieger ist ausgebucht.

Dabei war die FKK-Bewegung eigentlich schon für tot erklärt worden. Die Mitgliedszahlen im deutschen „Dachverband für Freikörperkultur“ sinken Jahr für Jahr. FKK, das war Opa Müller beim Ostsee-Campen. Die Gartenzwerge in Reih’ und Glied sortiert, das Zäunchen frisch geweißt und Badelatschen zum Adamskostüm. Ein Anblick, der eher zum Kleiderspenden als zum Mitmachen animierte.

Eigentlich schade, denn die „Nackedeis“ (niedersächsisch) oder „Nockapatzl“ (bayerisch), haben eine bewegte Geschichte hinter sich. Vor mehr als 100 Jahren galten die naturbegeisterten Sonnenanbeter und Rohköstler als die Avantgarde einer neuen, besseren Gesellschaft. Auf dem „Monte Verità“ im Tessin, aber auch im Berliner Grunewald, übte man schon mal das gemeinsame Nacktduschen und den Ringelpiez mit Anfassen.

Dem Reiz der Nacktheit verfielen die Ideologen von rechts bis links. Mitglieder der Arbeitervereine trafen sich in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts am Wochenende im Wald und auf der Wiese wie Gott sie schuf. Proletarische Freikörperkultur nannte sich das. Ein Massensport wurde daraus aber nie. Doch selbst die Nazis nutzten nach anfänglichem Zögern die hüllenlose Gartengymnastik für ihre Rassenästhetik. Im Einklang mit der Natur die Abwehrkräfte stärken, Sport treiben und sich „ertüchtigen“ - nichts anderes hatten schließlich die ersten FKKler im Sinn gehabt.

In der DDR überlebte die Freikörperkultur den kalten Krieg unbeschadeter als im Westen. Der Osten Deutschlands entwickelte sich zur Hochburg der FKK-Bewegung. Vielleicht, weil Abhörgeräte bei Nackten schwerer zu verstecken waren. Oder weil die Abwesenheit von Kleidung als „Freiheit“ empfunden wurde.

Kein Wunder also, dass der Nacktflieger demnächst ausgerechnet vom Erfurter Flughafen nach Usedom abhebt. Eine eigene FKK-Fluglinie – warum eigentlich nicht? Es gibt doch auch Touristenflüge ins All. Revolutionär ist das alles aber nicht. Revolutionär wäre, nackt am Lufthansa-Schalter einzuchecken.

NICHTS ALS NACKTE ZAHLEN



Text & Foto: **TORBEN DIETRICH**



| < | Zwei graubärtige Zahlmeister: Professor Thomas Sonar mit seinem großen Vorbild, dem 1855 verbliebenen Mathematiker Carl Friedrich Gauß

„Das Leben eines Mathematikers besteht zu 95 Prozent aus Frustration.“ Thomas Sonar steht in seinem Büro in der Technischen Uni Braunschweig, überall liegen Zahlen herum. Formeln, Gleichungen, Tabellen. „Aber irgendwann kommt der Moment, in dem sich alles auflöst, wo sich die Lösung unerwartet präsentiert. Das ist der Moment reinen Glücks.“

Wie häufig hatte der Professor für Technomathematik denn schon solche Glücksmomente? Sonar streicht sich durch den dunkelgrauen Bart und überlegt. „Das kommt etwa vier Mal im Jahr vor.“ Er bemerkt den mitleidigen Blick des Besuchers, versichert dann aber: „Die Frustrationstoleranz bei Mathematikern ist extrem hoch.“

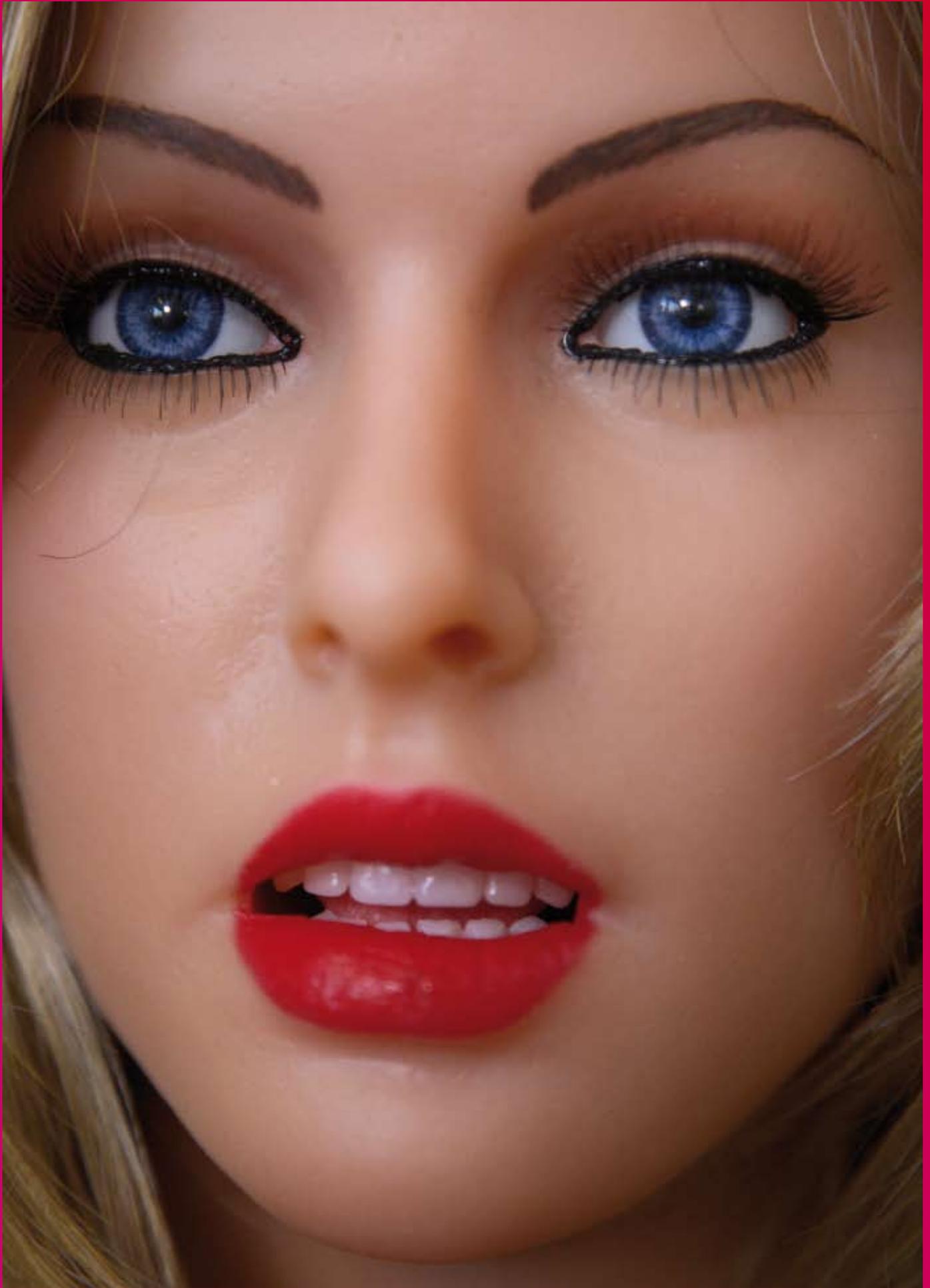
In der Schule war Thomas Sonar im Rechnen eine Null. Wegen einer Fünf in Mathe flog er vom Gymnasium. Dann muss irgendetwas passiert sein, was mit Logik nicht zu fassen und in Zahlen nicht auszudrücken ist. Denn heute gilt Sonar als Zah-

lengenie und forscht über die Numerik partieller Differentialgleichungen. Über was, bitte? „Es geht um die Analyse von Algorithmen.“ Ach so.

Träumt er auch in Zahlen oder hat er Angst, dass ihm im Schlaf die Zahlen aus dem Kopf purzeln? „Nachts um zwei Uhr wache ich manchmal auf und schleiche im Nachthemd zum Schreibtisch, weil mir im Schlaf die entscheidende Erkenntnis kam.“

Mit nackten Zahlen wird sich Sonar wohl den Rest seines Berufslebens beschäftigen, und das sind immerhin noch siebzehn Jahre. Am heutigen Vormittag beschäftigt ihn die Zahl 143. „So viele E-mails muss ich nämlich noch lesen.“ Da wollen wir nicht stören und sagen: Tausend Dank.

Nur noch eine Frage: Die Liebe, was ist mit der Liebe? Da bebzt der Bart vor Lachen: „Die Zwei!“ Die Zwei? „Sie ist die einzige gerade Primzahl“, sagt er. „Ist sie nicht unglaublich, ist sie nicht wunderbar?“



JENNY

Sie ist immer bereit, kauft keine Schuhe und bleibt ewig schlank. Nur echte Gefühle kann die Sexpuppe nicht erwidern

Text: KETY QUADRINO <> Foto: KARSTEN SCHÖNE

Jenny mögen die meisten. Sie hat große blaue Augen und einen sinnlichen Mund, blondes Haar fällt glatt über nackte Schultern. Ihre Brüste sind rund und straff, ihre Beine schlank und geschmeidig. „Wahnsinn!“ flüstert Rolf B., und streichelt ihren Busen. „Alles dran, was eine Frau haben muss“.

Doch Jenny bleibt seltsam unberührt, sitzt breitbeinig zwischen Fernseher und Bett im Zimmer 444 des Hotels „Chassalla“, nur einen Steinwurf vom Kasseler Hauptbahnhof entfernt. Ein schmaler Slip verdeckt ihre Scham. Wie es darunter aussieht, wird Rolf B. erforschen, sobald er ihren 45 Kilo schweren Körper entkleidet hat. Rolf hat Jenny gemietet, für 250 Euro die Nacht. Doch Jenny ist keine Hure und das Hotel kein Puff. Jenny ist eine Silikonpuppe. Das wird seine Freude nicht dämpfen, entscheidend ist, dass sie dieselben Öffnungen wie jede Frau aufweist. Der Sex mit ihr sei bombastisch, schwärmen manche Kunden.

Mitja Klee, Inhaber des Erotikshops „World of Erotic“ in Kassel, vermietet die lebensgroßen Barbies der Marke Realdoll an Kunden, „die nicht die Katze im Sack“ kaufen wollen. 8000 Euro kostet so eine Puppe. Seit gut einem Jahr vertreibt Klee die Luxusobjekte der US-Firma Abyss Creations in ganz Europa. Das Geschäft floriert. „Allein in Deutschland gibt es inzwischen um die fünfhundert von ihnen“, schätzt er. Abends im Hotel erklärt er seinen Kunden, wie sie mit der Plastikfrau umzugehen haben: „Brezelstellung geht nicht, sonst reißt das Silikon“, sagt er dem 50-Jährigen aus Bremen. „Und bitte Gleitcreme benutzen. Von allein wird sie ja nicht feucht“. Das klingt, als würde da einer die Funktionen einer Waschmaschine erklären. Auch die Warenbeilagen wirken eher ernüchternd: Auf dem Hotelbett liegen drei Kondome der Marke „London“, eine Tube Gleitcreme „Flutsch“ und ein kleines Päckchen Gummibärchen. Der Mann lacht verlegen. Er sieht nicht aus, als könnte er sich das Abenteuer leisten. Rolf B., schütteres braunes Haar und pockennarbiges

Gesicht, hat alles Notwendige für die Nacht in eine blaue Plastiktüte gestopft. Rolf hört kaum noch zu, er hat nur noch Augen für Jenny. Er besäße gern so eine Puppe, doch 8000 Euro, die hat er einfach nicht. Seine Freundin wäre auch nicht gerade begeistert, wenn er mit so einer Jenny ankäme. „Ein Dreier wäre toll“, sagt er, und meint damit sich, die Freundin und Jenny. „Viel Spaß dann noch“, wünscht Mitja Klee und lässt ihn mit seiner neuen Herzensdame allein.

Die Gemeinde der Puppenliebhaber wächst. Zu ihrem Glück ist für Nachwuchs gesorgt. Mitja Klee hat an diesem Tag neue Ware aus den USA bekommen. Zwei Jennys und eine Stephanie.

Zwei Puppen gehen an einen Kunden in die Schweiz, der mit ihnen angeblich sein Schwimmbad dekorieren will. Die andere Jenny reist nach Dessau. In Kisten, so groß wie Säрге, mit Styropor ausgekleidet und der Aufschrift „Fragil“, sind die Puppen mit Riemen an Kopf, Ober- und Unterleib fixiert. Sie sehen fast so aus, als würde sie das schmerzen. In jeder Kiste liegt eine Plastikrose für den Kunden. Die Puppen tragen Reizwäsche, was überraschend echt und sexy wirkt. Gemacht für Männer, die einfach nur Sex haben wollen, ohne das mühsame Drumherum einer Beziehung. „Für die meisten Männer sind sie eine echte Bereicherung“, sagt Klee. Es seien viele einsame Kunden darunter, die Schwierigkeiten hätten, auf eine Frau zuzugehen. Für diese Menschen sei eine Puppe kein lebloses Wesen. Sie würden eine emotionale



Ob Körbchengröße A oder E – der Kunde hat freie Wahl

Beziehung zu ihr aufbauen und sie wie eine echte Frau behandeln.

Die Arbeit im Erotikladen empfindet Mitja Klee als Herausforderung. Schließlich wird jede Puppe individuell zusammengesetzt. Auswählen kann der Kunde zwischen zehn verschiedenen Körpern von 155 bis 175 Zentimetern Länge, von sehr schlank, über athletisch, bis üppig. Unter sechzehn Gesichtern hat er die Wahl zwischen einem lächelnden Gretchen, einer schüchternen

Rolf B.: „Ein Dreier wäre toll. Ich, meine Freundin und die Puppe“

Asiatin, dem Supermodel à la Claudia Schiffer oder der feurigen Latinofrau. Ob Busengröße A bis E, Hautfarbe weiß, schwarz oder asiatisch, Frisur, Augenfarbe oder die Beschaffenheit der Schamhaare – Naturzustand, gestutzt oder rasiert – alles lässt sich nach seinem Belieben maßschneidern. Am gefragtesten ist die europäisch aussehende blonde Jenny, 1,65 Meter groß mit Körbchengröße 75 C.

Kein Wunder, dass Puppen als Partner immer stärker gefragt sind. Unter www.dollforum.com tauschen sich inzwischen weltweit mehr als 23 000 Kunden aus, überwiegend Männer, vereinzelt aber auch Frauen, die eine männliche Puppe besitzen. Sie unterhalten sich über Realdolls, Teddy Babes, Candygirl, 1st PC, Ai 4woods, Mechadoll, Erie, Harumi und viele andere Marken. Für Puppen, die unheilbar kaputt sind oder deren Inhaber verstorben sind, gibt es einen „Memorial Service“, eine Art Internet-Friedhof, wo der Verblichenen mit einem Foto gedacht wird. Wer sich lange genug auf diesem Forum herumtreibt, erkennt bald, dass sich hinter jeder Puppe ein Mensch mit einer eigenen Geschichte versteckt. Die geduldigen und strapazierfähigen Wesen dienen nicht nur Singles zur schnellen sexuellen und folgenlosen Befriedigung. Sie erhören auch Menschen, die wegen einer körperlichen Behinderung kaum Chancen haben, eine Frau zu finden, oder durch traumatische Erlebnisse unfähig sind, eine Beziehung aufzubauen. Es gibt verwitwete Senioren, die das Gefühl brauchen, jemanden neben sich im Bett liegen zu haben. Im Dollforum finden sich außerdem zahlreiche Argumente stinknormaler Zeitgenossen, die nicht müde werden, die Vorzüge dieser Puppen zu preisen: Im Gegensatz zu realen Partnerinnen würden sie nie nein sagen, seien noch da, wenn man morgens erwache, und auch die Briefftasche fehle dann nicht. Es sei auch nicht zu befürchten, dass plötzlich ein Scheidungsantrag im Briefkasten oder ein Liebhaber unterm Bett liege. Sie würden nicht schwanger werden, seien nicht vergnügungssüchtig und belasteten daher nicht das Konto. Sie würden nie alt, faltig und fett, und im Fernsehen könne man störungsfrei Fußball bis zum Abwinken schauen.

Viele Puppenliebhaber sind davon überzeugt, dass ihre Gespielinnen eine bessere therapeutische Wirkung ausüben als jeder Psychiater. Einer von vielen Frustrierten ist „Vanessas Freund“, der hier unerkant bleiben will. Ein 33-jähriger Biologiestudent aus Dortmund, der einen Alkoholiker als Vater und folglich eine traumatische Kindheit hinter sich hat. „Ich traue nicht einmal mir selbst, bin chronischer Einzelgänger, hasse Gott und die ganze

Menschheit.“ Bevor er seinem Leben ein Ende setzen wollte, gab er sich noch eine Chance. Mit den Puppen Vanessa und Angelina Tsai erlebte er die erste sexuelle Vereinigung seines Lebens und entdeckte danach, dass beide für ihn nicht nur Lustobjekte waren, sondern Wesen, um die er sich kümmern konnte. Er kleidet sie mit den Sachen seiner Mutter, schminkt und kämmt sie, badet sie und macht schöne Fotos von ihnen, die er dann stolz im „Dollalbum“ des Forums zeigt. Angelina Tsai koche sehr gut chinesisch, erzählt er.

Dass man in Kassel Mitja Klee als Puppenzuhälter bezeichnet, lässt ihn kalt, kränkt allerdings seine Mutter Elke. Wie ihr Sohn weiß auch sie, dass die Puppen viel mehr als nur Sexobjekte sind. Dreißig Jahre lang hat sie bei der Telekom gearbeitet. Keine Frage, dass die 50-jährige die Arbeit im Erotikladen als große Umstellung empfindet. Im Hinterzimmer des Ladens „World of Erotic“ richtet sie die Puppe Jenny für ihr Rendezvous mit dem Kunden her. Sie bestäubt die makellose Oberfläche mit Babypuder, damit sich Jenny mehr nach Haut und weniger nach Plastik anfühlt. Die Farbe um die Brustwarzen ist etwas abgenutzt. Etwa zwanzig Mal musste Jenny schon herhalten. Die Puppe zu kleiden ist mühsam: Die Gelenke machen nicht alle Verrenkungen mit und 45 Kilo sind alleine schwer zu stemmen. Mutter Klee drapiert ein schwarzes Netzbustier über den Busen, schnürt den Slip im Schritt fest und stülpt zinnoberrote Feinstrümpfe über die Beine. Besondere Aufmerksamkeit widmet sie dem Gesicht. Ein orangefarbener Lippenstift schminkt den halb geöffneten Mund, ein nachtdunkler Kajalstift tönt die Lider. Jenny hat sogar eine herausnehmbare Zunge, falls der Kunde Lust auf Oralsex bekommt.

Vorschriftsmäßig im Vordersitz festgurgurtet, transportiert Mitja Klee am Abend schließlich Jenny ins Hotel. Einige Passanten schauen irritiert, als er sie aus dem Auto hievt und in einem Einkaufswagen ins Hotel karrt. Im Zimmer pflanzt er sie auf einen Stuhl, die Arme nach hinten verschränkt. „Das sieht sexy aus“, findet er. Der Kunde Rolf B. aus Bremen findet das auch und zahlt die 250 Euro im Voraus. „Kann sie auch stehen?“ fragt er nach einer Weile. Nein, kann sie nicht, aber sonst ist Jenny für fast alle Stellungen zu haben. „Ich hol euch morgen früh nach dem Frühstück ab“, sagt Klee und schließt die Hoteltür mit der Nummer 444 hinter sich. Meine Glückszahl, hatte Rolf gesagt, als er Jenny das erste Mal im Hotelzimmer sah.

Um 9 Uhr sitzt Rolf B. gut gelaunt am Frühstückstisch. Jenny war gut, erzählt er. Nur etwas kalt sei sie gewesen. | < |



Geschminkt und...



allzeit bereit...



sechzehn Gesichter zur Auswahl...



vorrätig in allen Größen zwischen „sehr schlank“ bis „üppig“...



lieferbar frei Haus...



betriebsbereit...



der Kunde greift zu



Nackt im Wind

**Nackt im Wind, der brüllt und wütet,
im Orkan, der Menschen frißt.
Nackt im Wind, der planlos tötet, weil
er weiß, daß man ihn schnell vergißt.**

Herbert Grönemeyer, „Nackt im Wind“

IV

Griechische Tragödie

Im August 2007 brannte die Peloponnes. Knapp 50 Menschen starben, Tausende von Olivenbäumen gingen in Flammen auf. Was ist aus den Bauern geworden? _____

Text & Foto: CAROLIN GAGIDIS-RAPPENBERG





Pantasis Zacharopoulos steht vor dem Nichts.
Und mit ihm seine Frau und vier Kinder



Nur die Steinwände der Halle sind übriggeblieben. Das Dach ist eingestürzt, die metallenen Fensterahmen und das große Eisentor sind verrostet. Hinter der Ruine steht ein Traktor. Sein Lack ist verbrannt, der blanke Stahl von Luft und Regen oxidiert, das Gummi der dicken Reifen geschmolzen. Daneben steht ein ausgebranntes Auto, vollgestopft mit Eisenstangen und Blechkanistern. Nur die silbernen Alufelgen glänzen in der Sonne. Ein Stück weiter reihen sich Olivenbäume aneinander. Zu ihren Füßen sprießt Gras. Doch ihre Äste sind kahl, überzogen von einer schwarzen Ascheschicht.

„Wir hatten alles. Jetzt haben wir nichts mehr“, sagt Pantasis Zacharopoulos und verschränkt die Arme vor der Brust. 900 Olivenbäume, die er und sein Bruder Lysandros besaßen, sind verbrannt. Wie Schatten stehen ihre Überreste auf den Feldern. Sein Mazda, die Erntemaschinen, das liebevoll restaurierte BMW-Motorrad und der neue, 70 000 Euro teure Traktor – alles nur noch unverkäuflicher Schrott, begraben unter zerbrochenen Ziegeln.

Pantasis wirkt jugendlich. Trotz der tiefen Falten, die sein hageres Gesicht durchziehen. Er trägt die schwarzen Haare gegelt, nur ein paar graue Strähnen weisen auf sein Alter hin. Pantasis ist 46, verheiratet und hat vier Kinder. Der Blick aus seinen braunen Augen streift über die verbrannten Olivenbäume, wandert weiter zu den toten Weinreben und der zerfallenen Lagerhalle. Er wirkt seltsam teilnahmslos, wenn er erzählt, was hier vor sieben Monaten passierte. Nur die schmalen Lippen presst er fest aufeinander.

Drei Tage und Nächte hat es im vergangenen Sommer in den Wäldern um Zacharo gebrannt. Die kleine Stadt liegt an der Westküste der Peloponnes, im Süden Griechenlands, direkt am Meer. Hinter der Stadt erheben sich Hügelketten, dicht mit Wäldern bewachsen. Hier verteilen sich die vielen kleinen Dörfer, die zu Zacharo gehören. Verbranntes Holz säumt die Wege und Straßen. Die kahlen Bäume geben den Blick frei bis hinunter ans Meer. Dazwischen liegen die einst fruchtbaren Haine, von der Erde braun gefärbt, mit schwarzen Stacheln, wie der borstige Rücken eines Wildschweins.

In einem der Dörfer, Kato Smerna, steht Pantasis Zacharopoulos' Lagerhalle. „Sohn aus Zacharo“ bedeutet sein Nachname. Mit seiner Familie wohnt er in einer Mietwohnung in der Kleinstadt, in der seine Kinder zur Schule gehen. Fast jeden Tag fährt er mit seinem Jeep zehn Kilometer zu seiner Lagerhalle in Kato Smerna. Das Auto konnte sein 18-jähriger Sohn noch retten, ehe das Feuer die Halle erreichte.

Bevor Pantasis wieder von den Oliven leben kann, muss er die Schäden des Feuers beseitigen. „Wir müssen alles abreißen.“

Die Verteilung des Geldes lief nicht wie geplant. Es wurde nicht geprüft, ob die Menschen wirklich geschädigt waren. Aus ganz Griechenland sind sie gekommen und haben Geld verlangt – und auch bekommen

Dann den Schrott entsorgen, die Bäume fällen und die jungen Triebe pflegen. Sie sollen zu neuen Bäumen heranwachsen. Ansonsten hat Pantasis seit dem Feuer keine Arbeit. „Es gibt nichts zu tun.“ Seine letzte Ernte wurde zerstört, für den Bau einer neuen Lagerhalle fehlt ihm das Geld. „Wir haben bisher nur aufräumen können.“ Zaun und Tor hat er abgerissen und zusammen mit den Geräten zu einem großen Haufen aufgetürmt. Die Kraft des Feuers und des Windes hatte lose Teile überall auf dem Hof verstreut.

Die verbrannten Bäume kann Pantasis erst im Frühjahr fällen. Denn noch ist nicht klar, welche von ihnen tatsächlich tot sind und welche wieder ausschlagen werden. Pantasis bricht einen Zweig ab. Die Asche hinterlässt schwarze Spuren auf seiner Hand. Von innen ist das Holz trocken und leblos. Nur die kleinen grünen Blätter, die jetzt schon aus dem Baumstamm sprießen, machen Pantasis Hoffnung. Unter der verkohlten Rinde schlummert noch Leben. „Es dauert sechs bis sieben Jahre, bis hier dran wieder Oliven wachsen.“ Doch bis ein ganz neuer Baum wieder Erträge bringt, werden zehn bis fünfzehn Jahre vergehen.

Bis dahin braucht Pantasis Geld: für den Wiederaufbau, für die Neuanschaffung der Maschinen und vor allem für seinen Lebensunterhalt. „Die griechische Regierung unterstützt die betroffenen Menschen so lange, bis sie wieder selber Geld verdienen“, sagt Giorgos Manolopoulos. Er ist Mitglied im Rat der Präfektur Elis, zu der Zacharo gehört. Seine Partei, die Nea Dimokratia, regiert derzeit in Griechenland. In seinem fliederfarbenen Pullover sitzt er hinter dem aufgeräumten Schreibtisch in seinem Architekturbüro. Tief versunken in einem ledernen Stuhl. 150 Millionen Euro an Spenden seien mittlerweile bei der griechischen Regierung für die Brandopfer eingegangen, sagt er. „Das Geld wird erst an die Bezirke ausgeteilt, und die kümmern sich dann darum, dass es zu den geschädigten Menschen gelangt.“

Bereits wenige Tage nach dem Brand konnten sich betroffene Familien 3 000 Euro abholen. Für jedes zerstörte Haus gab es zusätzlich 10 000 Euro. Doch die Verteilung des Geldes lief nicht wie geplant. „Es wurde nicht genau geprüft, ob die Menschen wirklich vom Feuer geschädigt waren“, gibt Giorgos Manolopoulos zu. Aus ganz Griechenland seien Leute gekommen und hätten Geld verlangt – und auch bekommen.

„Jetzt ist eine Kommission aus Ingenieuren gegründet worden“, erzählt Giorgos Manolopoulos. Die wird entscheiden, wer sich aus dem Spendentopf bedienen darf. „Die Kommission macht ihre Arbeit“, sagt er. „Von dem Geld kann sich dann jeder, der sein Haus verloren hat, ein neues bauen.“

Bei Pantasis Zacharopoulos sind die Herren der Kommission noch nicht gewesen. Und ohne sie bekommt er kein Geld für eine neue Lagerhalle. „Schon vor Wochen haben wir den Antrag für das Gutachten gestellt“, sagt er.

500 Häuser sind allein in den Dörfern um Zacharo herum verbrannt. 43 Menschen starben. Familien, die ihre Wohnhäuser verloren haben, leben seitdem in Zwei-Zimmer-Containern. In den Blechkisten ist es eng und kalt. Lediglich eine kleine Elektroheizung sorgt für ein bisschen Wärme. Jetzt im Winter, wo auf der Peloponnes die Temperaturen um den Gefrierpunkt liegen, eine dürftige Lösung.

Seit August fährt Panagiotis Peponakis jeden Samstag mit einem Lieferwagen in die betroffenen Dörfer. Er ist Mitglied der evangelischen Kirche in Elis. Gemeinsam mit einer Gruppe freiwilliger Helfer verteilt er Care-Pakete mit dem Nötigsten: Nudeln, Öl, Seife. Zehn Tage soll eine Familie davon leben kön-



OBEN Maschinen, Werkzeuge und sogar sein liebevoll restauriertes Motorrad – alles nur noch Schrott

UNTEN Sieben Monate nach dem Brand sprießen erste Zweige aus den verbrannten Ästen. Es wird Jahre dauern, bis sie wieder tragen



Das Feuer breitete sich so rasend schnell aus, dass viele nicht mehr entkommen konnten. Hier starben zehn Menschen. Unter ihnen eine Mutter mit vier Kindern





nen. „Immer noch haben achtzig Prozent der Leute, denen wir die Pakete bringen, die Hilfe dringend nötig“, schätzt Panagiotis Peponakis. „Seit dem Brand haben sie nichts mehr.“ Keine Einnahmen. Keine Vorräte. Nichts. „Von der staatlichen Hilfe ist bisher nicht viel angekommen“, erzählt er.

Von der Regierung hat Pantasis Zacharopoulos die Ersthilfe von 3 000 Euro bekommen. Die 10 000 Euro für die Lagerhalle musste er sich mit seinem Bruder teilen, dem die Halle zur Hälfte gehörte. Pantasis fühlt sich ungerecht behandelt. „Die haben jedem, der die Hand aufgehoben hat, Geld gegeben. So bleibt am Ende für die, die es wirklich brauchen, nichts mehr übrig.“ Er ist enttäuscht.

„Wir haben dazu gelernt. Für weitere Gelder muss ordentlich geprüft werden, wer wirklich berechtigt ist, Mittel für ein neues Haus zu bekommen. Das dauert eben“, erklärt Giorgos Manolopoulos. „Aber die Leute haben trotzdem Glück gehabt.“ Denn nur zwei Wochen nach den Waldbränden wurde in Griechenland ein neues Parlament gewählt. In den ersten Tagen nach dem Brand waren die Parteien noch in der heißen Wahlkampfphase. Die Regierung reagierte schnell, zahlte und wurde wieder gewählt. Aber Pantasis Zacharopoulos schimpft: „Danach ist nichts mehr passiert. Das waren alles nur leere Versprechungen.“

Bereits im September verteilte das Rote Kreuz Traktoren in den Brandgebieten. Auch vor Pantasis' Lagerhalle steht ein nagelneuer Traktor, Marke Lamborghini. Außerdem zahlte die Versicherung der griechischen Landwirte eine Entschädigung an ihre Mitglieder. Von der EU erhielten die Bauern für jeden verbrannten Olivenbaum 1,50 Euro. Für Pantasis und seinen Bruder waren das insgesamt 1350 Euro.

Von dem Geld, das er bekommen hat, kann Pantasis seine Familie einige Monate ernähren. Aber für den Neubau der Halle und neue Erntemaschinen wird es nicht reichen. „Ohne die Halle können wir nicht weitermachen.“ Früher wohnten er und sein Bruder während der Arbeitszeit hier. Ein Zimmer mit Betten und eine kleine Küche hatten sie sich eingerichtet. Aber Matratzen, Tisch und Kühlschrank – alles ist verbrannt. Das Geschirr liegt zerbrochen auf dem Boden. Vom Stuhl ist nur noch das Drahtgestell übrig.

Wenn Pantasis und sein Bruder hier übernachten könnten, würden sie beginnen, Holz aus dem Wald zu holen, um es zu verkohlen. „Mit dem Verkauf der Kohle könnten wir uns einige Monate über Wasser halten. Aber wo sollen wir wohnen?“ Denn wenn sie das Holz anzünden, müssen sie Tag und Nacht bei dem Feuer bleiben. Im Winter aber ist es zu kalt, um draußen zu schlafen. „Wir haben noch nicht mal Strom hier oben.“

Die alte Leitung ist verbrannt. Den Mast für das neue Kabel musste Pantasis selber bauen und zusätzlich 900 Euro für die Verlegung bezahlen. Währenddessen liegen einen Kilometer weiter nagelneue Kabeltrommeln und Holzmasten herum. An einer entlegenen Straße, die schon seit Jahren niemand mehr nutzt. Die Arbeiter der Stromgesellschaft, wussten nicht, wo sie die Masten aufbauen sollten und ließen sie samt der Kabel einfach liegen.

„Wir hätten gerne einen Wohncontainer neben der kaputten Halle“, sagt Pantasis Zacharopoulos. Aber auf den Antrag bekam er bisher noch keine Antwort. Er zeigt auf eine ebene Fläche: „Hier haben wir extra Platz geschaffen. Damit wir weiter machen können.“

Wie die Waldbrände entstanden, kann heute keiner mehr sagen. Gerüchte machen die Runde. Eine amerikanische Firma habe



OBEN Vertrocknete Blumen erinnern an die alte Frau, die auf der Veranda vor ihrem Haus verbrannte

MITTE Lokalpolitiker Giorgos Manolopoulos verbreitet Zuversicht: „Allen wird geholfen. Aber das dauert eben“

UNTEN „Unsere Herzen sind wie Bäume – Die Hoffnung sprießt wieder“, haben Pfadfinder auf die Wand eines verbrannten Hauses geschrieben

Von dem Geld, das Pantasis bekommen hat, kann er seine Familien einige Monate ernähren. Aber für den Wiederaufbau des Hofes und neue Erntemaschinen wird es nicht reichen

nur zwei Tage vor dem Brand in Zacharo über den Bau eines Touristenzentrums verhandelt. Nur der nötige Platz habe noch gefehlt. Pantasis hat gehört, eine alte Frau habe im Garten Essen gegrillt und sei unachtsam gewesen. Aber für all das fehlen die Beweise.

Giorgos Manolopoulos entschärft das Gerede: „Das kann man im Nachhinein nicht mehr feststellen.“ Aber meistens sei es Nachlässigkeit oder Brandstiftung. In Griechenland gibt es kein Kataster, in dem genau steht, wo das Land des Einen aufhört, das des Anderen beginnt und wie es bebaut werden darf. „Bauern nehmen sich gerne schon mal ein Stück Wald dazu, um es als Ackerland zu nutzen“, sagt der Lokalpolitiker.

An dem Freitagnachmittag, an dem das Feuer ausbrach, waren Pantasis und Lysandros bei ihren Familien in Zacharo. Gemeinsam retteten sie sich an den Strand. Direkt am Wasser waren sie sicher und konnten alles aus der Ferne beobachten. „Wie Millionen Fackeln sahen die Flammen aus“, erinnert sich Pantasis.

In Palaiochori, zehn Kilometer von der Lagerhalle entfernt, fing es an zu brennen. Angefacht durch starken Wind verbreiteten sich die Flammen rasend schnell. Nur eine halbe Stunde dauerte es, bis das Feuer in Kato Smerna, bei der Lagerhalle angekommen war. Auch Pantasis' Tante und ihr Mann lebten in dem kleinen Dorf. Sie haben den Brand nicht überlebt.

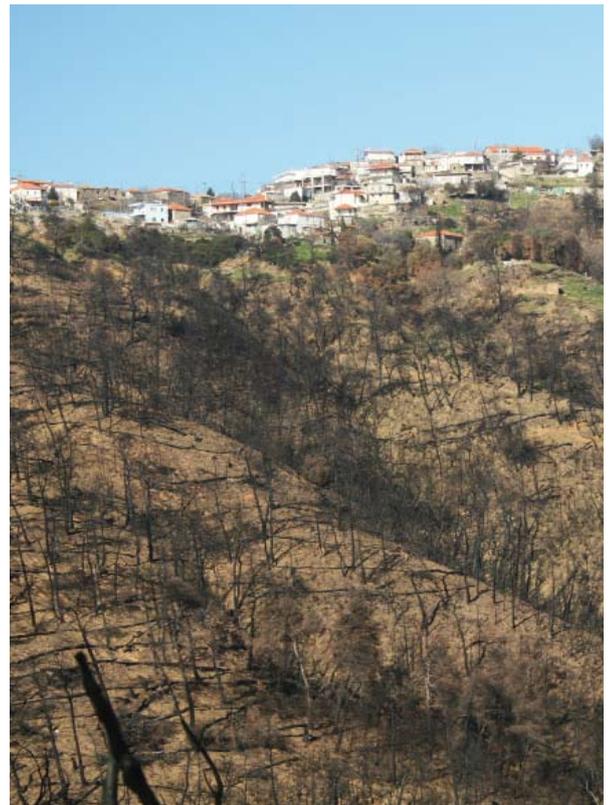
Ob sie das Feuer nicht rechtzeitig bemerkten oder ob sie ihr Haus und den kleinen Hof vor der Katastrophe schützen wollten, weiß niemand. In dem Dorf gab es kein Wasser mehr, und als die Flammen immer näher kamen, konnten die beiden nicht mehr fliehen. „Der Leichnam des Onkels war noch zu erkennen. Aber bei der anderen Person dachten wir zuerst, eines der Enkelkinder sei verbrannt“, erzählt Lysandros, der die Toten fand. „Der Körper der Tante war nur noch sechzig Zentimeter groß.“ Er breitet seine Arme aus, zeigt, wie viel von ihr noch übrig war. „Erst, als ich sah, dass die Kinder alle gesund am Strand saßen, dämmerte mir, wer die Tote war.“

Das Haus der Tante sieht aus, als sei es zerbombt worden. Das Dach ist zerfallen. Die hölzernen Fensterläden sind samt Rahmen aus ihren Löchern gebrannt. An den Stellen, an denen Lysandros die Körper des Ehepaares fand, stehen Kerzen. Daneben liegen vertrocknete Blumensträuße. Ein stiller Abschiedsgruß der Familie.

Wie Hohn ragt nur 500 Meter hinter der Ruine ein vom Feuer verschontes Haus aus einem grünen Waldstück. „Der Wind hat das Feuer hin und her getrieben“, erklärt Pantasis. Es grenzt an ein Wunder, wie nah die Flammen manchmal kamen, ohne etwas zu zerstören.

Jahre werden vergehen, bis die abgebrannten Dörfer neu aufgebaut und die Wälder wieder grün sind. „Dentra einai oi kardies mas – i elpida xanafitronei“ haben Pfadfinder in großen Buchstaben auf die Seitenwand eines verbrannten Hauses geschrieben. Sie wollen den Menschen der Peloponnes Mut machen. „Unsere Herzen sind wie Bäume – Die Hoffnung sprießt wieder.“

Wo einst Wälder die Hügel bedeckten, stehen heute kahle Bäume. Das Dorf auf dem Kamm hat Glück gehabt: Die meisten Häuser blieben vom Feuer verschont



FRANZ VON PALERMO

Sein Haus bietet Zuflucht für Flüchtlinge, Obdachlose und Prostituierte. Doch der selbsternannte Mönch Biagio Conte handelt nicht ganz uneigennützig. Er will einen Platz im Himmel zwischen Mutter Teresa und Franz von Assisi

Text: KETY QUADRINO <-> Foto: RAINER KWIOTEK





OBEN

Essensausgabe in der Mission. Erst wenn Biagio Conte das Zeichen gibt,
dürfen sich die Flüchtlinge setzen und essen

UNTEN

Größer als Mutter Teresa ließ sich Biagio Conte in seinem Büro einrahmen.
Daneben Franz von Assisi und Jesus

Wie lecker Nudeln mit Erbsen aussehen können. Gebannt fixieren mehr als 400 Augenpaare das grüne Plastiktablett mit dem Essen. Doch erst wenn Biagio Conte das Gebet gesprochen hat, werden die Männer sich setzen dürfen. Hunger steht hier in alle Gesichter entlang der schmalen Reihen geschrieben. Alle warten auf die Einkehr des Herrn. Endlich wird er von einem seiner Helfer mit dem Rollstuhl in den Essensraum geschoben, „Pace e bene“, Frieden und Heil, ruft Conte immer wieder den Gruß der Franziskaner.

Dass sich der 44-Jährige selbst zum Mönch ernannt hat, stört hier keinen. Er stellt sich in der schlauchartigen Halle vor die Tische, breitet theatralisch seine Arme aus und spricht mit betont klarer Predigerstimme: „Oh Herr, gebe den Unterdrückten, den Flüchtlingen, den Migrantinnen und den Obdachlosen Kraft.“ Immer wieder kommt er ins Stocken, krampfhaft nach dem roten Faden seiner rhetorisch verschachtelten Sätze suchend. Die Pasta hat inzwischen aufgehört zu dampfen. Doch Conte setzt von Neuem an: „Brothers and Frères, betet für eure Familien und für diejenigen, die noch kein Dach über dem Kopf haben“, sagt er und schaut mit selbigem Blick über die regellosen Köpfe hinweg.

Es sind vor allem Flüchtlinge, die sich bei Conte eingefunden haben, hier in der Mission „Speranza e Carità“ mitten in Palermo. Menschen aus Nigeria, Äthiopien oder Ghana, ohne Dach über dem Kopf, ohne Arbeit und oft auch ohne Papiere. Gestrandete, deren Zuflucht der karge

Backsteinbau in der sizilianischen Hauptstadt ist. Kaum jemand hier faltet die Hände zum Gebet oder murmelt andächtig mit. Einer kreuzt die Finger hinter dem Rücken. Wie dressiert warten sie auf das Ende der Show und klatschen Conte nach seinem „Amen“ laut zu. Dann endlich dürfen sie zulangen.

Am Tisch wird nicht viel geredet, jeder schlingt das Essen in sich hinein, um rechtzeitig wieder Nachschlag zu holen. Conte lächelt zufrieden. „Nur ein Mensch, der sein Leben für andere opfert, ist der gerechte, der wahre Mensch“, findet er. Franz von Assisi ist sein Vorbild. Er ähnelt ihm auch ein wenig: Schwarzer krauser Bart reicht ihm bis zur Brust, er hat feine Gesichtszüge und stechend blaue Augen. Contes Körper ist in einen olivgrünen Umhang mit Kapuze gehüllt. Er stützt sich schwer mit der linken Hand auf seinen Rollstuhl, in der anderen hält er einen mannhohen Schäferstock aus hellem Holz. So bewegt sich der Herr der Mission Schritt für Schritt fort, mit stark geschwollenen, rot-bläulichen Füßen.

Auf Sizilien kennt man Biagio Conte auch als „Robin Hood der katholischen Kirche“ oder „Papst von Palermo“. Seine Lebensgeschichte liest sich wie die eines Heiligen. Fast schon zu perfekt. 1993 besetzte er zusammen mit Obdachlosen ein verfallenes ehemaliges Desinfektionsgebäude in Palermo und trat in einen sechstägigen Hungerstreik, um in dem Gebäude eine Herberge für alle Bedürftigen der Stadt zu gründen – die Mission der

„Speranza e Carità“ – der Hoffnung und Nächstenliebe. Inzwischen leben in der Mission auf drei Einrichtungen verteilt etwa 800 Menschen. Davon sind 470 Flüchtlinge, vor allem aus Afrika, 180 Obdachlose und 120 bedürftige Frauen und Kinder.

„Wir finanzieren uns vor allem über Spenden“, sagt Conte und durchwühlt alle Schubladen nach einem Spendenformular. Sein Schreibtisch im Büro quillt über mit Papieren, die Biographie von Mutter Teresa liegt als Briefbeschwerer auf einem hohen Stapel. Er hasse die Bürokratie in diesem Land, sagt er. „Ärmel hoch und anpacken“, heiße seine Devise. Dass Conte niemanden mehr um Erlaubnis fragt, weiß in Palermo inzwischen

jeder. Eine Bewohnerin der Stadt erzählt, er habe mächtige Freunde. Jeder schütze ihn – die Kirche, die Stadt, die Bevölkerung – und auch die Mafia. Doch Conte lässt sich nicht gerne in die Karten schauen, die genaue Struktur der Mission bleibt unklar. Endlich findet er unter einem Berg an Briefen einen Flyer. „Das müsste die Kontonummer für die Spenden sein“, sagt er, aber sicher ist er sich nicht.

Die Menschen um sich herum dagegen hat er fest im Griff. Keine Entscheidung ohne ihn: Jeder Handlangerjob wird von ihm bestimmt, jede Kleider- oder Matratzenspende von ihm abgenickt – Conte hält alle Fäden in der Hand. Wer über seinen Kopf hinweg handelt oder gar „Regeln“ verletzt, muss mindestens mit einer Standpauke rechnen, wenn nicht sogar mit dem Rauswurf aus der Mission. „Die haben Angst vor ihm“, sagt Günter* und meint vor allem die Flüchtlinge. Günter kommt aus Fürstenfeldbruck und hilft seit



Gekocht wird, was die Supermarktketten in Palermo spenden: Seit Tagen gibt es Nudeln mit Erbsen

zwölf Jahren in der Mission mit. Wer es wage, erst nach Mitternacht nach Hause zu kommen, müsse bei Conte vorstellig werden. Wenn Conte sich beobachtet fühlt, setzt er ein Lächeln auf, streicht über die Köpfe seiner Schäfchen und ruft: „Pace, pace“ – Friede, Friede. Ohne Contes Erlaubnis darf niemand mit den Flüchtlingen sprechen. Wer sich dem Verbot widersetzt, riskiert

Kaum jemand hier faltet die Hände zum Gebet. Einer kreuzt die Finger hinter dem Rücken. Wie dressiert warten sie auf das Ende der Show und klatschen Conte nach seinem „Amen“ laut zu

(*Seinen Nachnamen will er nicht nennen)

ein Hausverbot. Reportern oder kritischen Fragestellern gegenüber sagt er im Ton eines Moralpredigers: „Ihr habt keinen Respekt vor der Privatsphäre der anderen. Ich muss sie schützen.“

Nicht einmal Judith Gleitze, Vorstand der Menschenrechtsorganisation Pro Asyl, durfte sich im letzten Jahr mit den Flüchtlingen unterhalten. „Der hat doch nicht mehr alle Tassen im Schrank“, ist ihre Schlussfolgerung zur Person Biagio Conte. Doch wo sollten die Flüchtlinge sonst auch hin, fragt sie sich. In Italien gibt es keine staatliche Verpflichtung zur Unterbringung wie in Deutschland, sie werden nach 20 Tagen aus den Aufanglagern entlassen und auf die Straße gesetzt – ganz gleich, ob ihr Asylantrag genehmigt wurde, oder ob sie humanitären Schutz genießen. Die Flüchtlinge sind binnen kürzester Zeit auf sich allein gestellt. Selbst wenn der Asylantrag abgelehnt wurde, bekommen viele ein Zugticket nach Rom in die Hand gedrückt mit der Aufforderung, Italien innerhalb von fünf Tagen zu verlassen. Doch niemand kontrolliert, wohin sie wirklich gehen. Um nicht als Obdachlose auf der Straße zu landen, enden viele bei Biagio Conte. „Dort finden sie zumindest Unterschlupf, rechtliche Beratung, medizinische Versorgung und jeden Tag etwas zu essen“, sagt Judith Gleitze.

Nach dem Mittagessen ziehen sich manche Flüchtlinge zum Schlafen zurück. Doch die Kapazitäten auf dem ehemaligen Militärgelände der Via Decollati sind begrenzt. In einer großen heruntergekommenen Halle steht ein Bettenmeer, die Gestelle dicht aneinandergeschoben, Kleider, Schuhe, volle Tüten sind notdürftig unter dem Bett verstaut. Überall ist Wäsche gestapelt, an Seilen hängen Hosen, Socken und T-Shirts zum Trocknen. Wer hier keinen Platz findet, muss mit sechs anderen in 10 Quadratmeter kleinen, fast fensterlosen Containern schlafen. Für ein bisschen Privatsphäre trennen die Flüchtlinge ihre Schlafhöhle mit löchrigen Betttüchern ab. Einige wenige Glückliche dürfen

im kürzlich renovierten Gebäude übernachten. „Wir sind 2001 vom Ansturm der Flüchtlinge überrollt worden“, sagt Conte entschuldigend. Er schiebt sich mit Rollstuhl und Stock vor einem drei Meter hohen Holzkreuz ins Freie, es überragt das gesamte Gelände auf einer Anhöhe; wie jeden Tag pünktlich um 13.30 Uhr wird er nun beten.

Viele Flüchtlinge sitzen derweil in der Mittagssonne oder spielen Fußball. Einige werden später wieder zur Arbeit gehen – in den Straßenmärkten, als Reiniger oder Tellerwäscher in den Restaurants oder als Feldarbeiter auf dem Land. Die wenigsten haben einen geregelten Arbeitsvertrag, da sie eine befristete

oder überhaupt keine Aufenthaltserlaubnis besitzen. Sie hängen in der Mission fest, weil sie nicht wissen, wohin sie sonst gehen sollten. Die Flüchtlinge aus Eritrea, Nigeria, Ghana oder Äthiopien landeten fast alle mit dem Boot von Libyen kommend auf der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa und sind froh, erst einmal in der Mission untergekommen zu sein.

Einer von ihnen ist der 27-jährige Harrison aus Nigeria. Seit fast einem halben Jahr ist er bei Conte, weil sein Asylantrag abgelehnt worden ist. „Ich will hier weg“, flüstert er und zeigt seinen engen Schlafplatz im Container. Sein Ziel ist Norditalien. Dort will er Arbeit finden und endlich eine Familie gründen. Doch bis dahin muss Harrison in der Autowerkstatt oder im Recyclinghof der Mission aushelfen. Wird er bezahlt für seine achtstündige Arbeit, will man ihn fragen, aber da taucht plötzlich Conte wie aus dem Nichts vor dem Container auf. „Was soll das? Worüber

redet ihr?“, fährt er alle an. Wie ein geschlagener Hund duckt Harrison sich und zieht sich ängstlich in seinen Container zurück. In weinerlichem Ton klagt Conte, er komme sich vor wie ein Vater, der ständig seine Kinder erziehen müsse. „Gott hätte mir lieber einen Kindergarten geben sollen. Diese Rolle hier ist zu groß für mich“, sagt er.

Und immer wieder erzählt er die gleiche Geschichte über seine Jugend, über den Weg zu Gott, zu Franz von Assisi und über den Aufbau der Mission. „Am fünften Mai 1990 verlässt ein privilegierter Sohn aus reichem Hause Palermo und ward seitdem nicht mehr gesehen“, schildert er theatralisch seine damalige Lebenskrise. Er sei in die sizilianischen Berge von Monte Grifone geflohen, ein für allemal satt, sich mit einer gleichgültigen, konsumsüchtigen Gesellschaft und der sozialen Ungerechtigkeit abzufinden. Im Studium hatte der 26-Jährige versagt, seinen Vater schwer enttäuscht, weil er nicht in seine Fußstapfen treten und die Baufirma übernehmen wollte. Einen Abschiedsbrief habe er im Elternhaus hinterlassen: „Lebt wohl und verzweifelt nicht. Lebt euer Leben und verurteilt mich nicht, aber leider habt ihr mich nie verstanden. Ich hoffe, eine bessere Welt zu finden.“

Conte als Wiedergeburt von Franz von Assisi, so zumindest hört sich sein Lebenslauf an. Er erzählt es jedem, der die Mission besucht. Nachfragen ignoriert er, sie könnten den Kult zerstören, den er um sich betreibt. Dass er ein Jahr als Eremit in ei-



Biagio Conte: „Gott hätte mir lieber einen Kindergarten geben sollen. Diese Rolle ist zu groß für mich“

Wer über seinen Kopf hinweg handelt, muss mit einer Standpauke rechnen, wenn nicht sogar mit dem Rauswurf aus der Mission. „Die haben Angst vor ihm“, sagt Günter aus Fürstfeldbruck



OBEN

Letztes Jahr landeten mehr als 20 000 Flüchtlinge in überfüllten Booten an der italienischen Küste. Nach 20 Tagen in Auffanglagern, werden sie sich selbst überlassen

UNTEN

Der 27-jährige Harrison aus Nigeria sitzt in der Mission fest. Er muss auf seine Aufenthaltserlaubnis warten. „Ich will hier weg“, sagt er

ner einsamen Höhle lebte, gehört zu seiner Legende, erbettelte bei den Bauern um Essen und Kleidung, bis er sich schließlich zu Fuß quer durch ganz Italien nach Assisi aufmachte, um die Stätte des Heiligen Franziskus zu besuchen. Bei sich immer ein kleiner Hund mit dem Namen „Libertà“ – Freiheit. Dort erkannte er, welchen Weg Gott für ihn vorbestimmt hatte: Er sollte wie Franz von Assisi sein Leben den Armen und Bedürftigen opfern. Als Missionar wollte er nach Afrika reisen.

Doch bis nach Afrika scheint es nicht mehr gereicht zu haben, denn zurück in Palermo, dem „Afrika Italiens“, wie Conte sagt, tauschte er seine Turnschuhe gegen Jesussandalen, in denen er seither bei Wind und Wetter barfußig geht. Seine Mutter nähte ihm aus Stoffresten einen Umhang mit Kapuze und eine gleichfarbige Hose. Ein schwarzer Pulloverärmel dient ihm als Wollmütze und ein Franziskanerkreuz als Symbol seiner missionarischen Gesinnung. Biagio Conte erzählt, wie er zwei Jahre lang zusammen mit anderen Obdachlosen am Hauptbahnhof lebte, von Haus zu Haus ging und um Lebensmittel und warme Decken bettelte. Bald waren es sechzig Obdachlose, die er um sich scharte und denen er das Evangelium verkündete. Sie nannten sich gegenseitig „Fratello“, Bruder. „Fratello Biagio“, hätten ihm die Obdachlosen eines Tages gesagt, „besorge uns ein Haus, in dem wir bleiben können. Und die Mission ‚Speranza e Carità‘ wurde so aus Trümmern geboren“, sagt Conte stolz.

Irre blitzt es manchmal aus seinen Augen. Zwei Stunden hat er nun schon über sich gesprochen. Dann lässt Conte schließlich Elsa aus der Mission in der Via Garibaldi kommen, dort sind die Frauen und Kinder untergebracht. „Mit ihr dürft ihr sprechen“, sagt er gönnerhaft. Die Missionsschwester Mattia soll das Gespräch aber kontrollieren. „Wir fragen unsere Schwestern nicht nach ihren Namen“, tadelt sie mit ihrem runden Gesicht schon die erste Frage. „Und wir

fragen unsere Schwestern auch nicht nach ihrer Vergangenheit“, erklärt sie die Regeln. Gebückt sitzt die 34-jährige Elsa aus Äthiopien auf einem Plastikstuhl. Ihre schmalen Hände versteckt sie zusammengefaltet zwischen eng gepressten Schenkeln. Bereits seit einem Jahr und acht Monaten sei sie in Palermo, sagt sie, und kurz davor durchzudrehen. „Ich kann nachts nicht mehr schlafen.“ Sie denke ständig an ihre drei zurückgelassenen Kinder in Äthiopien. „Sie müssen ohne Mutter aufwachsen.“ Ihre Stimme versagt, sie versucht, ihre Tränen zu unterdrücken. Nicht einmal Geld könne sie ihnen schicken, weil sie in Palermo einfach keine Arbeit finde. Schwester Mattia hört nervös dem Gespräch zu.

„Schaut mal, was für schöne Mützen die Obdachlose Carmela gestrickt hat“, versucht sie, zu unterbrechen.

Doch Elsa ignoriert sie, endlich hört ihr jemand zu: Drei Jahre sei sie unterwegs gewesen, von Äthiopien über den Sudan nach Libyen. Danach trieb sie acht Tage lang mit sechzig Menschen in einem kleinen Boot auf dem Meer zwischen Libyen und der Insel Lampedusa. „Irgendwann wurde ich bewusstlos“, sagt sie. Ihre Augen öffnete sie erst auf der Intensivstation des Krankenhauses von Palermo. Zwei Monate lang blieb sie dort, zurück nach Äthiopien kann sie nicht. „Die würden mich einsperren, oder vielleicht sogar töten“, sagt sie. Wer „die“ sind, will sie nicht sagen. Sie leidet an Depressionen, sie bräuchte psychologische Hilfe.

Doch in der Mission fragt keiner nach Elsas Seelenqualen. Wenn die Menschen ihre Lebensgeschichte erzählen wollten, würden sie von alleine kommen, bis da-

hin lasse man sie in Ruhe – das ist das Credo der Mission. Biagio Conte füllt das Vakuum, das der italienische Staat mit seiner Flüchtlingspolitik geschaffen hat. Im letzten Jahr sind etwa 20 000 Flüchtlinge an den Küsten Italiens gelandet. Die Auffanglager sind chronisch überfüllt. Die Flüchtlinge müssen sich in einem löchrigen Netz aus kirchlichen und kommunalen Versorgungsstätten zurecht finden. Das bietet Raum für selbsternannte Heilige wie Biagio Conte, der Asylsuchende, Obdachlose, entlassene Straftäter und gestrandete Prostituierte auf engstem Raum zusammenpfercht und dafür noch geliebt werden möchte.

Conte spielt die Rolle seines Lebens: Wie jeden Vormittag sitzt er in seinem Zweitbüro in der Mission für Obdachlose in der Via Archirafi und empfängt die Aussätzigen der Stadt. Der enge Raum wirkt steril und abweisend, ganz anders als das chaotisch vollgestopfte Büro, in dem er sich sonst immer aufhält. Keine persönlichen Gegenstände, keine Bücher, nur ein aufgeräumter Schreibtisch in einem fensterlosen Raum. „Als Jugendliche bin ich ein instabiler Mensch gewesen“, sagt Biagio Conte. Und heute sei er über viele Grenzen hinaus bekannt. An der sonst kahlen Wand hängt aufgereiht die Ahnengalerie der für ihn wichtigsten Wohltäter: Jesus, ein Spruch von Franz von Assisi, Mutter Teresa und gleich darauf folgt er, eingerahmt hinter Glas und auf gleicher Höhe zu seinem großen Vorbild – Biagio Conte.



Elsa aus Äthiopien leidet unter Depressionen. Doch niemand in der Mission interessiert sich für ihre Seelenqualen

An der kahlen Wand hängt die Ahnengalerie der für ihn wichtigsten Wohltäter: Jesus, Franz von Assisi, Mutter Teresa und daneben er, auf gleicher Höhe mit seinen Vorbildern



OBEN

Zu groß selbst für Jesuslatschen: Die Füße von Biagio Conte sind durch Wassereinlagerungen aufgequollen

UNTEN

Dicht gedrängt stehen die Betten im Schlafsaal. Viele Flüchtlinge verbringen hier bis zu ein Jahr. Für Privatsphäre ist kein Platz



Ich kann Porno- grafie nur empfehlen

Text: ANKE LÜBBERT

”

Meredith Haaf, 24 Jahre, Studentin und Autorin aus München, plädiert für einen „coolen“ und „sexy“ Feminismus, der frei von Ideologie ist und Spaß macht. Zusammen mit Susanne Klingner und Barbara Streidl hat sie ein Buch geschrieben: „Wir Alphas Mädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht“. Es erscheint im März bei Hoffmann & Campe

Sie haben vor einem Jahr dem „Spiegel“ gesagt, dass unsere Generation ganz anders tickt und lebt, dass das aber noch nicht in der öffentlichen Debatte angekommen ist.

MH: Ja, das stimmt. Am stärksten ist das an dieser Rabenmütterdiskussion zu sehen, die uns Männer wie Bischof Mixa oder Frank Schirrmacher (Mitherausgeber der FAZ, Anm. d. Red.) aufzwingen. Da diskutieren alte Männer Werte, die für die meisten jungen Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren überhaupt nicht mehr zur Debatte stehen. Dass diese Diskussion über unsere Köpfe hinweg geführt wurde, obwohl es doch vor allem um uns geht, hat uns überhaupt erst dazu gebracht, dieses Buch zu schreiben.

Sie vertreten einen „jungen“ und „coolen“ Feminismus. Was heißt das?

MH: Erstmal sind wir relativ ideologiebefreit. Wir stellen keine Regeln auf. Deshalb wird uns auch oft vorgeworfen: „Ihr seid ja gar keine richtigen Feministinnen.“ Da tobt ein Kampf um die Deutungshoheit, bei dem wir nicht mitmachen wollen. Wir wollen auch nicht gegen die Männer arbeiten, sondern mit ihnen zu-

sammen. Das Coole drückt sich darin aus, dass uns Feminismus Spaß macht, dass wir uns mit interessanten Themen beschäftigen, dass wir locker damit umgehen und nicht bei jedem Scheiß gleich auf die Barrikaden steigen. Allerdings gibt es natürlich auch Dinge, da kann man gar nicht locker bleiben, die machen wütend. Aber ich finde, dass ein durchdachter Zorn cooler ist, als keine Meinung zu haben.

Was macht Sie wütend?

MH: Da gibt es einiges: Gewalt gegen Frauen, Sexismus in der Werbung, diese ganzen Geschlechterklischees. Was ich auch schlimm finde, ist, wie Medien für Frauen gemacht werden. In den klassischen Frauenzeitschriften geht es in erster Linie darum, sich einen Mann zu kapern. Den perfekten Blowjob will man als Frau nur können, damit der Mann möglichst lange bei einem bleibt und sonst interessiert man sich für Schuhe und Cellulite. Politische Themen kommen so gut wie nie vor. Ganz nach dem Motto: „Wenn Frauen was Politisches lesen wollen, sollen sie doch den Spiegel lesen.“ Der greift zwar Genderthemen auf, aber der Spiegel ist kein Heft, das für Frauen gemacht wird.

Und was ist mit „Emma“, der Zeitschrift für Feminismus?

MH: Ich fänd's gut, wenn es nicht dabei bliebe. Was die bei der Emma machen, ist gut und wichtig. Aber die Emma macht nicht so viel Spaß und ist nicht sehr jung. Die könnte ein bisschen lockerer sein. Ich finde auch nicht, dass es die Lösung ist, ein rein politisches Blatt zu machen. Ehrlich gesagt, schaue ich mir auch ganz gerne mal Celebritygeschichten an.

Innerhalb der deutschen Frauenbewegung gibt es eine klare Ablehnung von Pornografie. Im Herbst 2007 hat die „Emma“ ihre dritte Anti-Porno-Kampagne gestartet.

MH: In der feministischen Pornografiedebatte ist der Mann ein Übeltäter und Pornografie dient seiner Sadismusbefriedigung.

Was ist Ihre Haltung zu Pornografie?

MH: Ich finde, vor allem sollte man sich damit auseinandersetzen und Pornografie nicht pauschal verurteilen. Ich bin eigentlich ein sehr rationaler Mensch und auch ein bisschen prüde. Wenn ich mich mit Pornografie beschäftige, konfrontiere ich mich mit meiner eigenen Verklemmtheit. Ich kann das anderen Leuten nur empfehlen. Indem man auf der rationalen Ebene Tabus bricht, kann man sie auch im eigenen Bett brechen. Dadurch wird der Sex besser und das Leben besser. Aber Pornografie hat natürlich auch jede Menge Schattenseiten.

Zum Beispiel?

MH: Was es an Filmen und Bildern gibt, ist meist für Männer gemacht und bedient männliche Phantasien. Ich schaue mir ganz gerne erotische Bilder an, Filme nicht. Die Storys sind schlecht, die Handlungsabläufe ermüdend, die Praktiken extrem. Ich glaube, das geht besser.

Und wie?

MH: Man muss garantieren, dass die Produktionsbedingungen besser werden. Das ist mein größter Kritikpunkt. Ich habe die Hoffnung, dass sich in der Pornobranche eine ähnliche Entwicklung wie beim Ökoessen und bei Kleidung durchsetzt. Irgendwann wird es eine Art „fairen Porno“ auf dem Markt geben, der mehr kostet, aber dafür ein gutes Gewissen macht. Was die schlechten Storys betrifft: Da braucht es junge, coole Filmemacher, die sagen: „Das machen wir jetzt mal anders.“

Feministinnen kritisieren Pornografie, weil Frauen darin zu Objekten werden. Sie auch?

MH: Mein Gott, so ein bisschen gehört es halt auch dazu. Wenn ich mit einem Mann ins Bett gehe und Bock auf ihn habe, wird

er in gewisser Weise mein Sexobjekt. Auch wenn ich ihn liebe. Problematisch wird es nur, wenn Menschen darauf reduziert werden.

Was bekommen Sie für Reaktionen, wenn Sie sagen, dass Sie Feministin sind?

MH: Oft wird das mit Respekt aufgenommen. Wenn ich Probleme bekomme, dann meist im Internet, in meinem Blog www.maedchenmannschaft.net. Da kommt oft die Hässlichkeitskeule und die Leute behaupten, wir seien verkrampft, frustriert, unweiblich, konservativ.

Wieso konservativ?

MH: Weil es angeblich so wahnsinnig subversiv ist, nackte Haut zu zeigen. Dabei ist das alles andere als subversiv. Das ist mittlerweile absoluter Mainstream. Für Hühnerkeulen wird mit Titten geworben, für eine Fluggesellschaft mit nackten Beinen. Ich habe nichts gegen Lippenstift oder körperbetonte Kleidung. Aber ich finde es total traurig, wenn sich Frauen nur über ihren Körper definieren. Schlimm ist das vor allem im Internet, wo man leider feststellen muss, dass Männer politisch bloggen und Frauen sich wenig bekleidet bei Facebook oder MySpace präsentieren. Es geht vielen Frauen nur darum, möglichst viel über ihre Sexy-ness auszusagen. Und Sexy-ness ist so unwichtig.

Trotzdem werben Sie und Ihre Mitstreiterinnen damit, dass Ihre Art von Feminismus sexy sei. Ist das kein Widerspruch?

MH: Wenn man in einer Gesellschaft etwas erreichen will, die nach diesen Kategorien urteilt, kann man das nicht komplett ignorieren. Man muss es irgendwie ansprechen, man muss es mitverkaufen.

Die Sexy-ness als Lockmittel?

MH: Ja, genau. Aber wenn das Einzige, was du über dich aussagen willst, ist, dass du eine erotische Ausstrahlung hast, ist das sehr wenig. Frauen sind Jahrtausende auf ihr Äußeres reduziert worden und wenn sie sich dann auch noch selber darauf reduzieren, ist das ein Problem.

In den letzten Jahren sind biologistische Erklärungsansätze in Mode gekommen. Geschlechterklischees werden naturwissenschaftlich begründet und damit in Stein gemeißelt: Männer sind aggressiver, weil sie in der Steinzeit jagen gehen mussten, Frauen zum sind Muttersein geboren.

MH: Das ist der übelste Determinismus, wir müssen uns davon frei machen. Vor ein paar hundert Jahren hat man uns in der Aufklärung unsere Freiheit erkämpft. Indem wir uns auf unsere Hormone reduzieren, nehmen wir uns die ganze schöne Freiheit und begeben uns in die absolute Fremdbestimmung.

Ihr Buch richtet sich in erster Linie an Mädchen und junge Frauen. Was ist die wichtigste Botschaft?

MH: Dass wir relativ weit gekommen sind, aber noch nicht weit genug. Dass es wichtig ist, sich in Debatten einzuschalten. Dass wir aufhören müssen, uns nur als einzelne Menschen mit unseren Problemen zu sehen. Oft steckt etwas Strukturelles dahinter. Zum Beispiel bin ich erst 24 und habe schon unzählige Gespräche mit Freundinnen gehabt, wie sich Familie und Beruf vereinbaren lassen. Wir wollen Kinder haben. Aber wir sind auch so erzogen worden, dass wir im Leben etwas erreichen wollen. Um die Strukturen zu verändern, müssen wir uns vernetzen.





Vielleicht einer der letzten Abende, die Roswitha Steffny an ihrem Lieblingsplatz verbringt. Ihr ganzes Grundstück könnte bald im See versinken



Trau nicht dem Traunstein

Text: SARA MOUSLY <> Foto: LUKAS COCH

In Oberösterreich bedroht ein Erdbeben eine ganze Siedlung. Wider besseres Wissen bauten die Bewohner ihre Häuser auf schlammigem Grund. Jetzt mussten sie fliehen.

Eine flache Brandung rauscht über die Kiesel, zwei Bojen schunkeln auf den Wellen. „Hier konnte ich nach einem anstrengenden Tag immer auftanken“, sagt Roswitha Steffny. Ein Gartenstuhl am Seeufer, das ist der Lieblingsplatz der Rentnerin. Doch die Idylle ist dahin. Hinter Steffny rattert ein mit Erde beladener Laster über die Traunsteinstraße. Die zierliche Frau vergräbt das Kinn tief in ihrem Kunstfellkragen und wendet den Blick vorsichtig in Richtung Hang, wo vor kurzem noch der Wald stand. Jetzt wühlen sich dort Schaufelbagger durch den schlammigen Boden. Es riecht nach dem Diesel der Baufahrzeuge und dem schärferen Zweitaktgemisch der Generatoren, die die turmhohen Bohrgeräte antreiben. Eine Motorsäge dröhnt.

Im österreichischen Luftkurort Gmunden im Salzkammergut hat sich im November ein Bergsattel in Bewegung gesetzt. „Gschlifgraben“ heißt der Hang, der zwischen dem baumbestandenen Grünberg und dem schroffen Traunstein in Richtung See rutscht. „Gschlif“ heißt so viel wie „schlüpfrige Masse“. Eine Million Kubikmeter Boden sind in Bewegung, bis zu zwanzig Meter tief, verteilt auf etwas über drei Quadratkilometern. Auf dem unsicheren Boden, ganz vorn am See, steht der Vorort „Unterm Stein“. Zwölf der Häuser drohen mitsamt der Uferstraße im Traunsee zu versinken. Vielleicht brechen sie vorher auseinander, oder sie werden von den Erdmassen zerdrückt, die hier und da aus dem Boden quellen, den sogenannten Muren. Vielleicht haben die Besitzer auch Glück, und ihre Häuser bleiben stehen. Den Ausgang der drohenden Katastrophe kennt niemand.

Die „Hangrutschung“, wie Geologen die Bewegung nennen, kriecht etwa einen Meter am Tag voran. Man würde sie kaum bemerken, wären da nicht die schräg stehenden Bäume, die Risse, die sich im Boden und mittlerweile auch in den Haus-

„Wieso baggern’s da drüben und net bei mir?“ Eine Anwohnerin beschwert sich bei den Arbeitern. Das Warten lässt die Nerven blank liegen



Verwüstung in Zeitlupe. Die Bachbefestigung hat sich über Wochen hinweg verschoben. Mit Sprühfarbe werden neue Risse markiert



Bei klarer Sicht können Taucher die Häuser und Obstbäume am Grunde des Sees erkennen

wänden auftun, und die zerborstenen Betonbefestigungen, die den Gschliefbach die letzten Jahrzehnte lang eingefasst haben. Vor Weihnachten mussten die Bewohner ihre Häuser räumen und dürfen sie seitdem nur noch tagsüber betreten. Ihre Möbel, Teppiche und Lampen haben sie fortgeschafft.

Eine niedrige Mauer und eine gestutzte Hecke säumen Roswitha Steffnys Vorgarten. Efeu rankt an einem Baumstamm empor. Das stattliche Haus, ein ehemaliger Bauernhof, steht seit fast fünfhundert Jahren dort. Es ist das älteste der Siedlung. Vor zwanzig Jahren hat die heute 61-jährige es als Ruine gekauft, es aufgebaut und Fremdenzimmer darin eingerichtet. Nun verhüllt Staub das Schild am Straßenrand, das freie Zimmer anpreist. „So etwas baue ich mir nicht noch einmal auf“, sagt Steffny mit ihrer leisen, hohen Stimme. „Dazu bin ich jetzt zu alt.“

Drinnen sind die Wände weiß und sonnengelb gestrichen. „Ich mach’s für die Gäste gern so schön, als wäre es für mich selbst“, sagt sie. Aber jetzt putzt sie ihr Haus nicht mehr. Sie schüttelt beschämt den Kopf und blickt auf die Erdbrocken, die die weiße Holzterrasse überziehen und die Fliesen in der Küche. „Mir fehlt die Kraft“, sagt sie. Sie geht nach draußen, setzt sich auf ihre Gartenmauer und starrt ins Leere. Alles erscheint ihr wie ein absurder Traum, dabei war das Unheil vorhersehbar. Jeder am See weiß, dass der Gschliegraben sich etwa alle hundert Jahre in Bewegung setzt. Das war schon immer so, die letzten 20 000 Jahre, seit ein Gletscher den Graben und den Traunsee geformt hat. Bei guter Sicht können Taucher die Höfe und Obstbäume am Grund des Sees erkennen, die es in den Jahren 1660 und 1734 erwischt hat. 1910 stoppte eine Mure fünfzig Meter vor dem Haus, das heute Roswitha Steffny gehört. Sie wird nicht gern auf die Gefahr angesprochen, in die sie sich

Weg mit den Gärten! Die Rasenflächen werden aufgebaggert, um die Häuser vor dem Druck heranrückender Erdmassen zu schützen



Andrea Herold hofft manchmal, der Erdbeben möge nicht ihr Haus, sondern das der Nachbarn mit sich reißen: „Dann schäme ich mich“



begeben hat. „Es hat so lange gestanden“, sagt sie und zuckt mit den Schultern. „Warum sollte es jetzt kaputtgehen?“

„Schuld ist das Wasser“, sagt Michael Schiffer von der Wildbach- und Lawinerverbauung, die zur österreichischen Umweltbehörde gehört. Der Mann mit dem wettergegerbten Gesicht erklärt sein „Gummistiefelmodell“: Im Lauf der Jahrzehnte fallen Erde und Geröll vom Grünberg und vom Traunstein in den Gschlieffgraben. Dessen Untergrund besteht aus Lehm, der umso rutschiger wird, je mehr Regenwasser er aufsaugt. Wird die Last zu groß, gleiten die Massen ab – wie ein Gummistiefel auf schlammigem Boden.

Seit über zwei Monaten wartet Roswitha Steffny auf den Ausgang ihrer Geschichte. Sie hebt den Saum ihrer Winterjacke und zieht den Hosenbund straff nach vorn. „Dass ich abgenommen habe, ist das einzig Gute daran. Das ist, als ob’s mich aussaugt.“ Ihr rot gefärbter Kurzhaarschnitt ist stark herausgewachsen, deutlich sind die grauen Strähnen zu sehen. Sie erzählt von den Mieteinnahmen, mit denen sie ihre Rente aufgestockt hat. „Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll“, sagt sie. Ihr Haus ist versichert, ihr Einkommen nicht – weil sie die Zimmervermietung nicht gewerblich angemeldet hat. Aber noch mehr als das Geld würde sie den ruhigen, stärkenden Blick auf den See vermissen und die Nachbarschaft, die ihr niemand ersetzen kann.

„In solchen Gegenden sollte man überhaupt nicht bauen“, sagt Andreas Götz, Geschäftsführer der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA über die Erdbebengebiete, die im ganzen Alpenraum verteilt liegen. „Schlimm wird es doch erst dadurch, dass dort Menschen wohnen.“ Neue Häuser zu bauen ist am Gschlieffgraben seit 1987 verboten. Aber die Sied-

„Hier sollte man überhaupt nicht bauen“, sagt Andreas Götz von der Alpenorganisation CIPRA

Michael Schiffer koordiniert die Arbeiten am Berg. Er erklärt, wie sich die Massen talwärts bewegen – und wie er sie aufhalten will



Nach Sonnenuntergang kommt Flutlicht. Gebaggert wird Tag und Nacht. „Katastrophen“, sagt einer der Arbeiter, „sind gut fürs Geschäft“



Erst sind es feine Linien, einen Tag später passt schon ein Fuß hinein

lung zu räumen, hat die Stadt nie gewagt. Zu teuer wäre die Entschädigung für die Grundbesitzer, zu unbeliebt hätte sich die Verwaltung bei ihren Bürgern gemacht, hätte sie ihnen das Paradies am See geraubt.

Die Bewohner der Alpenregion müssen in Zukunft mit noch mehr Hangrutschungen rechnen: wegen tendenziell steigender Niederschläge. Das liegt an den schmelzenden Gletschern, die nicht nur Opfer des Klimawandels sind, sondern auch ihrerseits das Wetter beeinflussen. Je mehr Eis taut und anschließend verdunstet, desto mehr Wasser verteilt sich als Schnee oder Regen über die gesamten Alpen. Gigantische Wassermassen sind bereits freigesetzt worden: In den letzten 150 Jahren ist über die Hälfte des Alpeineises geschmolzen. Bis 2050 wird nur noch ein Viertel der ursprünglichen Gletschermasse übrig sein.

Noch passt zwischen zwei Katastrophen am Traunsee ein ganzes Menschenleben; die Verdrängung gelang perfekt. „Das hier war meine Welt“, sagt Roswitha Steffny. „Wenn ich im Pyjama draußen gesessen habe, sind die Nachbarn übergekommen.“ Sie und die anderen schauen täglich nach ihren Häusern. Eine Notstraße aus Schlamm führt durch die ehemaligen Gärten. Die Anwohner stiefeln zwischen Kabeltrommeln, Holzpaletten und heruntergetretenen Zäunen umher. Einige von ihnen versammeln sich im Wohnzimmer von Andrea und Hans Herold, wo Feuer im Kamin brennt und wo immer eine Flasche Sauheidener steht. „Krisenschnaps“, sagt Andrea Herold, eine blonde, fröhliche Frau. Sie holt vier Gläser aus der Küche, mehr hat sie nicht. Das Mobiliar im Wohnzimmer besteht aus drei Holzstühlen. Sie schweigt, blickt durch das Panoramafenster über den See. Die Aussicht auf das Hügelland, hinter dem steil die Kalkalpen aufsteigen, haben sie und ihren Mann über zwanzig

14.01. -19.01.08

24.01.08

26.01.08

30.01.08



5 Tage = 4 m

10 Tage = 8 m

12 Tage = 11 m

16 Tage = 17 m

zig Jahre lang den unsicheren Grund vergessen lassen, auf dem sie ihr Haus gebaut haben.

„Als alles so schön leergeräumt war, wollte ich gleich die Wände streichen“, sagt sie und lacht. Sie war lange optimistisch. Aber heute Morgen hat sie zum ersten Mal eine Beruhigungstablette genommen. „Wenn es passieren soll, dann wenigstens möglichst bald.“

Um die Katastrophe vielleicht doch noch aufzuhalten, stapfen fünfzig Männer in grünen und orangefarbenen Warnjacken durch den aufgeworfenen Boden, der in schweren Klumpen an ihren Arbeitsstiefeln klebt. Das ganze Gebiet wollen sie austrocknen, damit der schmierige Untergrund aushärtet.

Ihre Baufahrzeuge klappern, rumpeln und kreischen Tag und Nacht. Nur mittags, wenn es ruhiger ist, hört man hier und da einen Vogel singen. Ingenieure vermessen das Gelände mit GPS-Geräten, tasten es vom Flugzeug aus mit einem Laserscanner ab und jagen Strom in die Erde, um anhand des elektrischen Widerstands den Wassergehalt zu schätzen. Bauarbeiter haben schon mehr als hundert Brunnen gebohrt und bohren immer neue. Manche sind über zwanzig Meter tief. Mit Pumpen saugen sie das Wasser aus dem Boden und leiten es durch mächtige Plastikrohre in den See. Forstarbeiter haben neun Hektar Lärchen, Buchen und Eichen gefällt, zwischen denen sich noch vor wenigen Wochen beschauliche Wanderwege hindurchschlängelten. „Der ganze Wald war am Tanzen“, sagt Michael Schiffer, der die Maßnahmen koordiniert. „Zu gefährlich zum Arbeiten.“

Trotz aller Bemühungen entdeckt täglich irgendjemand irgendwo einen neuen Sprung in einer Bodenplatte oder einen Riss in einem Waldweg. Erst sind es feine Linien, einen Tag

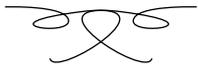
später passt schon ein Fuß hinein. Täglich fragen die Anwohner Schiffer und seine Kollegen, ob sie ihre Häuser retten können. Doch der Ingenieur kann nicht sagen, ob seine Arbeit etwas nützt. „Wir können viel tun. Aber ich habe bisher nur ein ständiges Vorwärts beobachtet.“

Am Ende ist der Mensch der Natur ausgeliefert. Wenn eine massive Erdbewegung rechtzeitig stehen bleibt, wie vor fünf Jahren die Rutschung „Fürwag Süd“ im Bundesland Salzburg, interpretiert die Umweltbehörde das als ihren Erfolg – auch wenn niemand weiß, wie viel ihre schweren Geräte wirklich beigetragen haben. Andere Hänge bewegen sich schon seit Jahren, obwohl auch dort nach allen Regeln der Kunst gepumpt, gegraben und abgeleitet wird.

Über zwei Millionen Euro haben der Staat, das Land Oberösterreich und die Gemeinde Gmunden schon ausgegeben, um den Gschlifgraben zu stoppen. Drei Millionen könne der Katastrophenfonds noch liefern, sagt Bürgermeister Köppl, dann sei Schluss. Er kommt fast täglich in die Siedlung an der Traunsteinstraße, um Zuversicht zu verbreiten. Aber heute sagt er: „Ich habe ein schlechtes Gefühl. Ein paar Häuser wird man wohl opfern müssen.“

Der Himmel ist wolkenlos, die frühe Nachmittagssonne wärmt die klare Januarluft. Vom See her ist das Kieksen der Blesshühner zu hören, und Roswitha Steffny zupft ein paar vertrocknete Blätter aus ihren Efeuranken. Vor zwei Tagen haben Arbeiter einen Riss im Boden entdeckt, der genau auf ihr Haus zuläuft. Rechts der Spalte ist der Grund stehengeblieben. Die linke Seite hat sich um zehn Zentimeter vorgewegt. „Ich geb’ dem Haus noch höchstens einen Monat“, sagt Steffny. „Na ja.“ Ihre Augen sind feucht. „Naja. Schön war’s hier.“ | < |

TIERISCH NACKT GALERIE



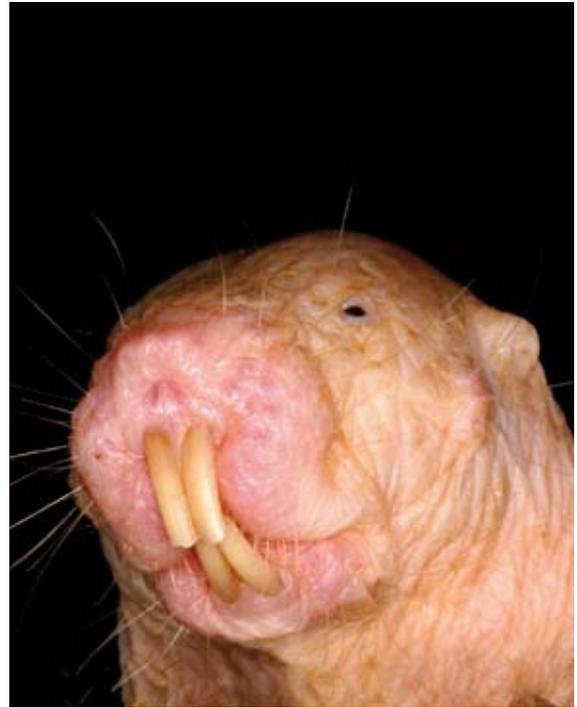
Text: SARAH-JUANA HOLZ



NACKTMEERSCHWEINCHEN (*cavia porcellus*) Für Allergiker geeignet. Sensible Kinder können jetzt auch in Deutschland mit Skinny, dem Nacktmeerschweinchen knuddeln. Obwohl Tierschützer seine Zucht als Quälerei kritisieren, ist der nackte Nager besonders in Ungarn ein Verkaufshit. Doch auch für Peru könnte er interessant sein: Meerschweinchen gelten dort als Nationalgericht.



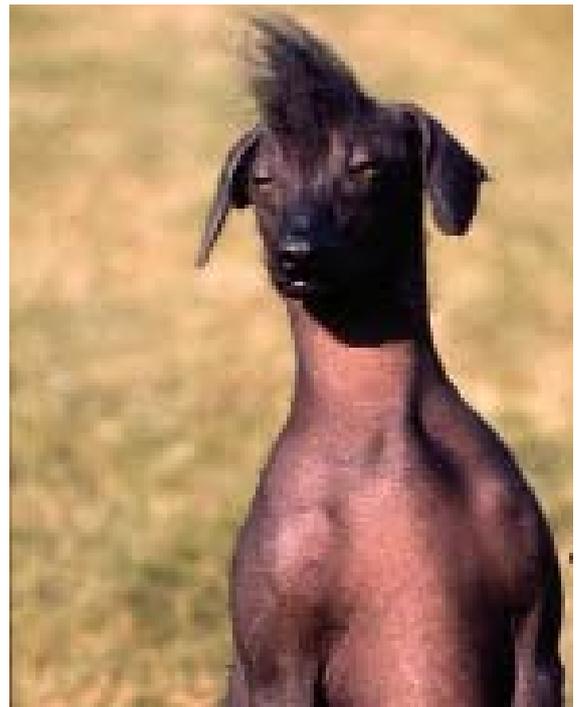
NACKTSCHNECKE (*arion vulgaris*) Die spanische Nacktschnecke hat kaum natürliche Feinde und entwickelte sich zur Plage in europäischen Gemüsebeeten. In Dänemark wurde schon darüber nachgedacht, den Schneckenmord zur Bürgerpflicht zu machen.



NACKTMULL (*heterocephalus glaber*) Nicht zu Unrecht gilt der Nacktmull als das hässlichste Tier der Welt. Dafür hat der Wüstenbewohner andere Gaben: Er benötigt kein Trinken und kann keine Schmerzen empfinden.



SPHINXKATZE (*felis sylvestris*) Die Sphinxkatze hält ihre Körpertemperatur konstant auf 42°C. Weil sie zudem äußerst verschmust und gesellig ist, benutzten sie die Azteken früher als Wärmflasche.



NACKTHUND (*xoloitzcuintle*) Der mexikanische Nackthund ist strikter Vegetarier und isst am liebsten Reis. Die Spanier beeindruckte das nicht: Nachdem sie Südamerika erobert hatten, machten sie aus seiner Haut gerne Handschuhe.



Schämt euch!

„Schämen müssten sie sich, weil sie Gräuel verüben. Doch sie schämen sich nicht; Scham ist ihnen unbekannt. Deshalb müssen sie fallen, wenn die anderen fallen. Sobald ich sie zur Rechenschaft ziehe, werden sie stürzen, spricht der Herr.“

Bibel, Jeremia 8,12

V





Eins auf die Zwölf

Sie sind Grafiker, Juristen,
Betriebswirte – und am
Wochenende fahren sie ins
Grüne zum Prügeln

Text: SASCHA HELLMANN



„Es ist wie für andere Yoga“: Frankfurter in roten Shirts und Kölner in weißen treffen sich in einem Waldstück zum Kampf.

Heute ist es in Frankfurt geplant. Wo genau, das würden wir noch erfahren.

„Die Chancen stehen fifty-fifty, dass es überhaupt dazu kommt“, sagt Neil*. Das ist der Nachteil an der Stadt. Es gebe zu viele unkalkulierbare Faktoren. „Wenn die grünen Männchen kommen, ist es aus.“ Deswegen findet er Wald oder Wiese besser. „Da kann man sicher sein, dass es knallt.“

Punkt elf Uhr vormittags holen wir Tino an einer Araltankstelle ab. Schwarze, kurz geschorene Haare, schwarzer Pulli, auf dem „Hatebreed“ steht. Er trinkt noch einen Schluck Wasser, bevor er zu uns in den Geländewagen steigt. Neil ist ein großer schlanker Typ mit grüner Bomberjacke, kurzen Haaren und einer langen Narbe über der Oberlippe. Im Kofferraum fiept Jim, sein Rednose-Pitbullterrier. Heute ist Bundesliga. Frankfurt gegen Bremen. Die Bremer kommen. Die Frankfurter warten. Im Stadion geht's elf gegen elf. In der Stadt sind es meistens zwanzig gegen zwanzig. Neil hatte am Telefon gesagt: „Da sind Kampfsportler dabei, Leute aus der Fußballszene und Milieu. Die wissen, auf was die sich einlassen.“

„Das bin ich“

Neil ist achtundzwanzig Jahre alt, hat Betriebswirtschaft studiert und führt ein Transportunternehmen mit über zwanzig Angestellten. Tino ist zweiunddreißig und arbeitet als Layouter bei einer Regionalzeitung. Beide boxen im Verein. In Neils Wohnung läuft Pitbull Jim zu seinem Napf. Daneben liegt eine Hantel. An den Wänden hängen mehrere selbst gemalte Aquarellbilder. Auf der breiten Armlehne des schwarzen Ledersofas liegen Farben und Pinsel. Auf dem Schreibtisch steht ein Terrarium. Neil knipst das Licht darüber an. Eine kleine braune Schlange, die zusammengerollt auf einem Stein liegt, hebt den Kopf. Er fährt den Rechner hoch, um ein paar Szenen von ihren Kämpfen im Wald zu zeigen. Es sind mehrere selbst gedrehte Filme, die Städtenamen tragen. Denn es treten immer Gruppen aus Städten gegeneinander an. Jede von ihnen in einer bestimmten Shirt-Farbe. Die Gruppen vereinbaren ihre Treffen per Handy. Nicht jedes Wochenende. „Das halten die Knochen nicht aus“, sagt Neil.

Auf dem Bildschirm formieren sich zwei Gruppen in einem Waldstück: Rot gegen Weiß. Frankfurt gegen Köln. Etwa zwanzig Mann auf jeder Seite. Sie bewegen sich auf einem Waldweg langsam aufeinander zu. Rot von links, Weiß von rechts. Vögel zwitschern. Einige Männer klatschen, brüllen. Ein Roter in der ersten Reihe streckt die Arme in die Luft. Kurze Schreie, die immer schneller aufeinander folgen. Nur noch drei Meter zwischen den Fronten. Ein Weißer tänzelt mit geballten Fäusten nach vorne. Dann, für den Bruchteil einer Sekunde, Stillstand. Dann stürmen sie aufeinander los. Ein Roter springt mit gestrecktem Bein in einen Weißer. Einige schlagen wild um sich. Andere zucken zurück. Einige ducken sich weg. Einer taumelt von einem Schlag getroffen und landet im Gestrüpp. Die anderen stürzen über ihn hinweg. Ein Roter in der zweiten Reihe ist jetzt in der ersten. Zwei auf einen, drei auf einen. Einer gegen alle. Alle gegen einen. Einige schubsen von hinten.

„Das bin ich“, sagt Neil und zeigt auf einen Roten, der gerade einen stämmigen Weißer überrannt hat, sich über ihn beugt und mit Fäusten weiter auf dessen Kopf einschlägt. „Das ist ein Viech, gleich steht der wieder.“ Tatsächlich, das Viech steht wieder auf. Eine Minute vielleicht. Dann ist der Kampf vorbei. Auf dem Weg liegen Männer mit roten, mit weißen Shirts. „Ey, der liegt! Ruhig!“, schreit einer, als zwei Rote noch auf einen Wei-

(*Name geändert)

ßen losgehen, der bereits am Boden liegt. „Sauber!“ Sie lassen von ihm ab.

Es gibt Regeln. Wer liegt, ist tabu. Doch Liegen ist ein dehnbarer Begriff. Verhandelbar. Aber es wird nicht verhandelt. Wer beim Rückwärtsgehen stolpert, liegt nicht unbedingt. Und wer sich einfach fallen lässt, liegt schon gar nicht. Den Mann muss es schon richtig umgehauen haben. Aber wenn eine Gruppe nach dem Kampf sagt: Schluss, dann ist Schluss. Dann gibt's keinen zweiten Durchgang. Die Gruppe, die zu Boden geht, verliert. Die Verletzungen der Verlierer küren den Sieger. Wenn eine Gruppe flüchtet, hat sie natürlich verloren. „Es ist eher eine Sportveranstaltung“, sagt Neil. Allerdings würden manche auch austicken, wenn der Kampf schon vorbei ist. „Das sind dann oft die schlimmsten Verletzungen“, sagt Neil, „so ist es halt.“ Eine Handvoll Zuschauer gibt es auch. Freunde, die den Kampf filmen oder fotografieren. Sie stehen am Rand. Allerdings: „Wenn du einmal mitgemacht hast, kannst du nicht einfach Zuschauer sein“, sagt Tino. „Da kriegst du die Krise. Es ist genauso, wie wenn vor dir 'ne Frau steht. Die willst du dann auch einfach ficken.“ In der Stadt laufe die Sache anders. Das Zusammentreffen ist unkontrollierbarer. Straße, Spielplatz, Parkplatz. Man weiß es vorher nicht. „Du weißt auch nicht, ob einer ein Messer zieht.“ Keine Farben. Die Gruppenmitglieder sind normal gekleidet. Woher weiß man, wann es wo losgeht, wer zu wem gehört, wer nur Zuschauer, wer Kämpfer ist? Neil zuckt die Achseln. „Plötzlich knallt's halt.“

Warum?

Was sind schlimme Verletzungen und was nicht? Ansichtssache! „Gestorben ist dabei noch keiner“, sagt Neil und lacht kurz. Aber zertrümmerte Nasenbeine, Platzwunden, ausgeschlagene Zähne, gebrochene Arme oder Beine. Klar. Viele aus Neils Gruppe hat es schon mehrfach erwischt. Tino zeigt auf seinen krummen Nasenrücken. „Hätte wohl doch besser zum Arzt gehen sollen“, sagt er und grinst. Jochbeinprellungen, Hände angebrochen. Alles schon gehabt.



Auf einem Waldweg nähern sich beide Gruppen bis auf wenige Meter ...

Andi steht unter Strom. „Ich bin heiß“, sagt er, „ich gehe in die erste Reihe.“

Er hat Ephedrin genommen, ein Aufputschmittel

... „Plötzlich knallt's halt“





Der Kampf dauert vielleicht eine Minute.
Platzwunden, Nasenbeinbrüche, ausgeschlagene
Zähne gehören zum Spiel

„Neil hatte Pech. Dem haben sie einen Frontzahn rausgeschlagen“, sagt Tino. Aber sonst nichts Wildes. Kein Schädelbruch oder so. Einem der Frankfurter ist der Unterschenkel zweifach glatt gebrochen. Mitten durch. Sehnen alle gerissen.

Es klingelt. Basti und Andi schneien rein. Basti, der Bruder von Neil, ist ein schlaksiger, stiller Typ. Er hat rote Augen und sieht angeschlagen aus. Steckt sich einen Keks in den Mund. „Hab’ bis sieben durchgemacht, dann ein bisschen im Bett rumgelegen“, sagt er. Geschlafen? Nein. Andi, fast Glatze, steht unter Strom. Schwarze Jogginghose, kräftig. „Ich bin heiß“, sagt er, „ich gehe in die erste Reihe.“ Andi hat Ephedrin genommen, ein Aufputzmittel. Schweiß steht ihm auf der Stirn. Gleich geht’s los. Eben noch kurz mit Pitbull Jim vor die Tür. „Nach einem Kampf laufe ich nachher eine Woche mit einem Lächeln im Gesicht durch die Gegend“, sagt Tino. „Es ist wie für andere Yoga.“

Banane

Auf dem Weg ins Stadtzentrum von Frankfurt. Andi und Basti in einem Wagen. Neil und Tino im Geländewagen. Bandagen für Hände und Mundschutz sind verstaut. Treffpunkt: Irish Pub. Da war-

**Seit es einen Zivilpolizisten
übel erwischt habe,
sei die Polizei „sensibilisiert“,
sagt Neil. „Dumm“, meint
Tino, „der rennt da rein und
kriegt aufs Maul“**

ten die eigenen Leute. Noch ein kurzer Stopp beim Supermarkt. Bananen, Kaugummis und Multivitaminensaft einkaufen. Wir sind auf der Autobahn. Neil isst seine Banane, schmeißt die Schale aus dem Fenster. Den Wagen von Andi hat’s erwischt. Neil und Tino lachen. Eine weitere Schale fliegt übers Autodach. Diesmal ein Wagen auf der rechten Spur. Man müsse schon aufpassen. „Gefährdung des Straßenverkehrs und so“, sagt Neil. Wenn einer die Nummer notiert, habe man Pech.

„Ja“, sagt Tino. „Anzeige wegen Bananen auf der Autobahn.“ Beide lachen. „Stadt mache ich eigentlich nicht gerne“, sagt Neil. Wegen der Polizei. „Wir sind ja alle vorbestraft.“ Neil wegen Drogen und Körperverletzung. Anzeige wegen Körperverletzung auf einem solchen Treffen? „Nee, das war einfach Straße“, sagt Neil knapp. „Straight to your face“ heißt ein Metal-Stück, das im Wagen läuft. Neil wippt mit der rechten Hand auf dem Schaltknüppel. „Die haben gute Texte“, sagt Tino, „positiv“. Straight to your face. Das sei auch bildlich gemeint. Die Wahrheit. Sein Leben anpacken. Was draus machen.

Heckmeck

„Wer Autofahren kann, kommt da auch vorbei“, sagt Tino, als Neil den Wagen an einer Einfahrt parkt. Treffpunkt: Heckmeck. Vor der Kneipe stehen drei Männer mit kurzen Haaren. „Das wird nichts“, sagt Tino. Kurze Begrüßung. Der ganze Raum ist voll mit Typen. Glatze oder ganz kurze Haare. Knappe T-Shirts, auf denen „Pitbull“ oder „multikriminell“ steht. Aufgepumpte Arme. Hinter der Theke steht ein dicker Barkeeper mit Glatze und mürrischem Blick. „Lieber in Frankfurt sterben als in Offenbach leben“, steht auf seinem schwarzen Shirt. Ein Typ mit Pflaster auf Stirn und Nase geht vorbei. Mit nervösem Blick und geweiteten Augen kommt ein Kerl im Muskelshirt vom Klo. Einige haben Handschuhe in den Hosentaschen, Bandagen. Man wartet jetzt. Aber es sieht aus, als liefe etwas schief. Plötzlich steht die Polizei vor der Tür. Einige öffnen die Fenster und checken die Lage. Wir können nicht raus. „Herzlichen Glückwunsch“, sagt ein Brocken von Typ. „Is' gestorben oder was?“, entgegnet der Typ daneben. Es sieht so aus. Ein Anruf ist eingetrudelt. „So ein Scheiß“, sagt der Brocken, „ich hab's gewusst.“ Die Frankfurter Polizei hat die Bremer kurz vor der Stadt gestoppt. Jetzt werden sie eskortiert, sind während ihres Aufenthalts in Frankfurt eingekesselt. Keiner kommt da raus. Und wenn, dann wäre sofort die Polizei zur Stelle. Die Begegnung ist gestorben. Seit es letzstens einen Zivilpolizisten in Bremen übel erwischt habe, sei die Polizei „sensibilisiert“, sagt Neil. „Dumm“, meint Tino, „der rennt da rein, weiß ja keiner. Und kriegt aufs Maul.“ Andi ist mit den Nerven runter. Und nun? „Ficken oder Fressen“, sagt Andi. Tino lacht. Die anderen gucken enttäuscht. Jetzt heißt es: wieder runterkommen. Ohne Zoff. „Du willst ficken, aber du darfst nicht“, sagt Tino.

Pizza mit Rucola

Vor der Tür. Ein Typ begrüßt Neil. Er habe jetzt sein Staatsexamen gemacht. Jura. „Gut“, sagt Neil. Was essen. Aber vegetarisch. Neil isst kein Fleisch. In einem Eckladen gibt Tino den schwarzen Mundschutz vor den Augen der Verkäuferin an Andi zurück. Der lehnt verärgert an einem Stehtisch. Hier will Neil nicht essen. „Andern beim Lernen zuschauen, brauch' ich nich'.“ Ein Mann mit zurückgekämmtem Haar, der an einem kleinen Tisch sitzt, schaut von seinem Buch auf. Weiter zu einem Italiener. Neils Knöchel der rechten Hand sind vernarbt. Er trinkt Apfelschorle. Tino bestellt höflich einen kleinen Salat. Neil hängt über der Speisekarte und sagt: „Ich nehme das ohne Schinken. Mir fällt der Name nicht ein.“ Die Bedienung guckt etwas hilflos: „Pizza mit Rucola?“, fragt sie. „Richtig“, sagt Neil. „Mann, du hast eine Art zu bestellen!“, sagt Tino. „Meint meine Freundin auch“, entgegnet Neil. Apropos Freundin. Was denken die? „Entweder die mag mich so, wie ich bin, oder nicht“, sagt Neil. „Genau richtig“, stimmt Tino zu. Haben die nicht manchmal Angst, dass ihre Freunde was abkriegen? „Das schon“, meint Tino, „ist ja auch berechtigt.“

Vor dem Lokal steht ein weißhaariger Mann und spielt Trompete.

„Spielt der für uns?“, fragt Tino.

„Ja“, entgegnet Basti. „Spiel mir das Lied vom Kot.“

Tino kriegt sich nicht mehr ein, zeigt die Innenseite seiner Unterlippe: „Kot 4 Life“ ist darauf tätowiert. „Scheiß aufs Leben“, sagt er. Das sei so ein Slang, der sich entwickelt habe. „Wenn mich jemand fragt: ‚Wie geht's o?‘ Und ich bin verpeilt, dann sage ich halt: ‚kot in the brain‘.“

Tino lacht. Neil schaut kurz von seinen Nudeln auf: „Suizidgeanken“, sagt er lächelnd, „die gehören schon auch dazu.“ | < |

„Spielt der für uns?“, fragt

Tino. „Ja“, entgegnet Basti.

„Spiel mir das Lied vom Kot.“

Tino zeigt die Innenseite

seiner Unterlippe: „Kot 4 Life“

ist darauf tätowiert

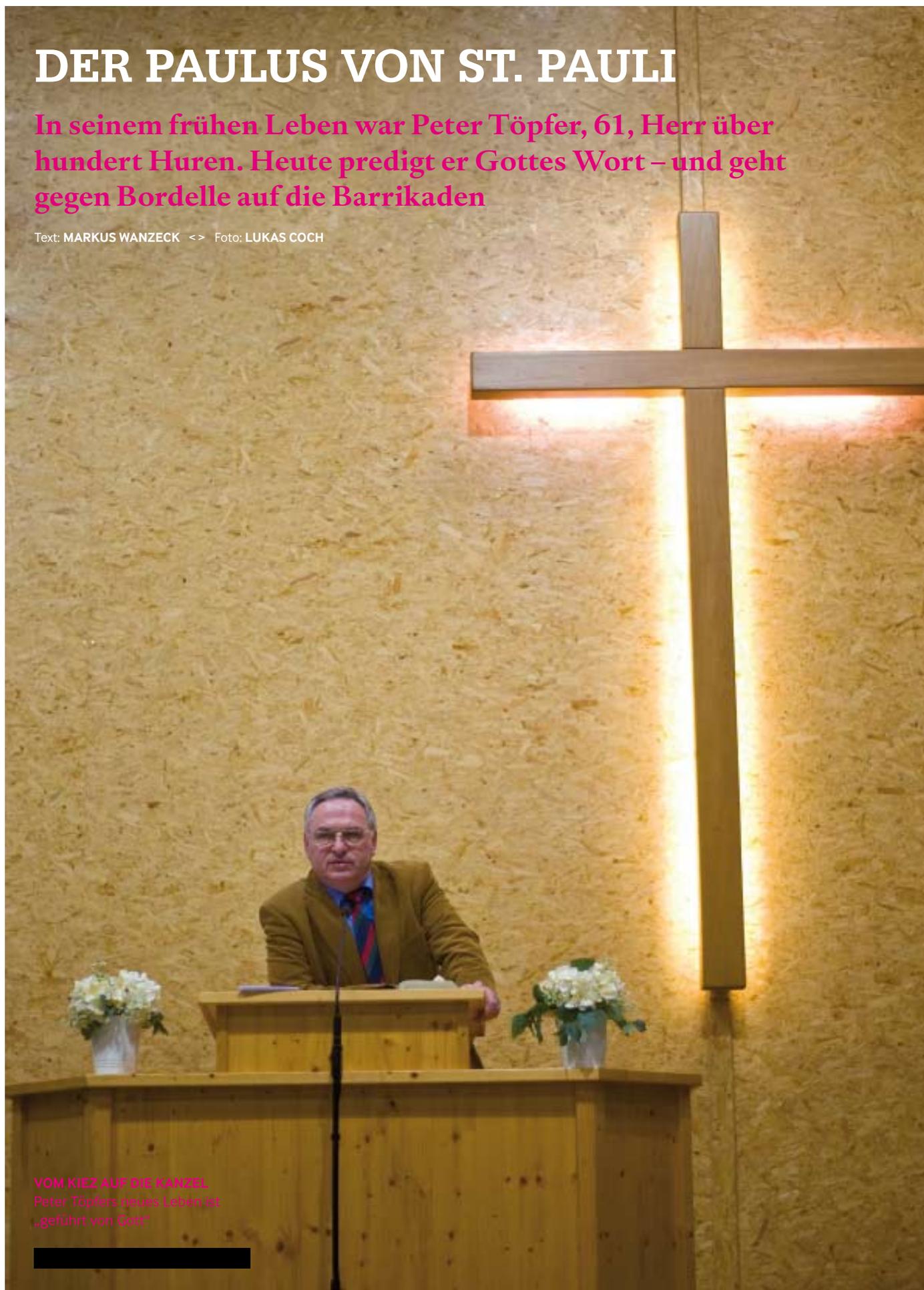
Für die Nachwelt

Freunde der beteiligten Schlägergruppen halten die Kämpfe auf Fotos und Filmen fest. Manche stellen sie auch ins Internet. Die Fotos stammen aus dem Film „Fight Köln-Frankfurt“ auf www.youtube.com

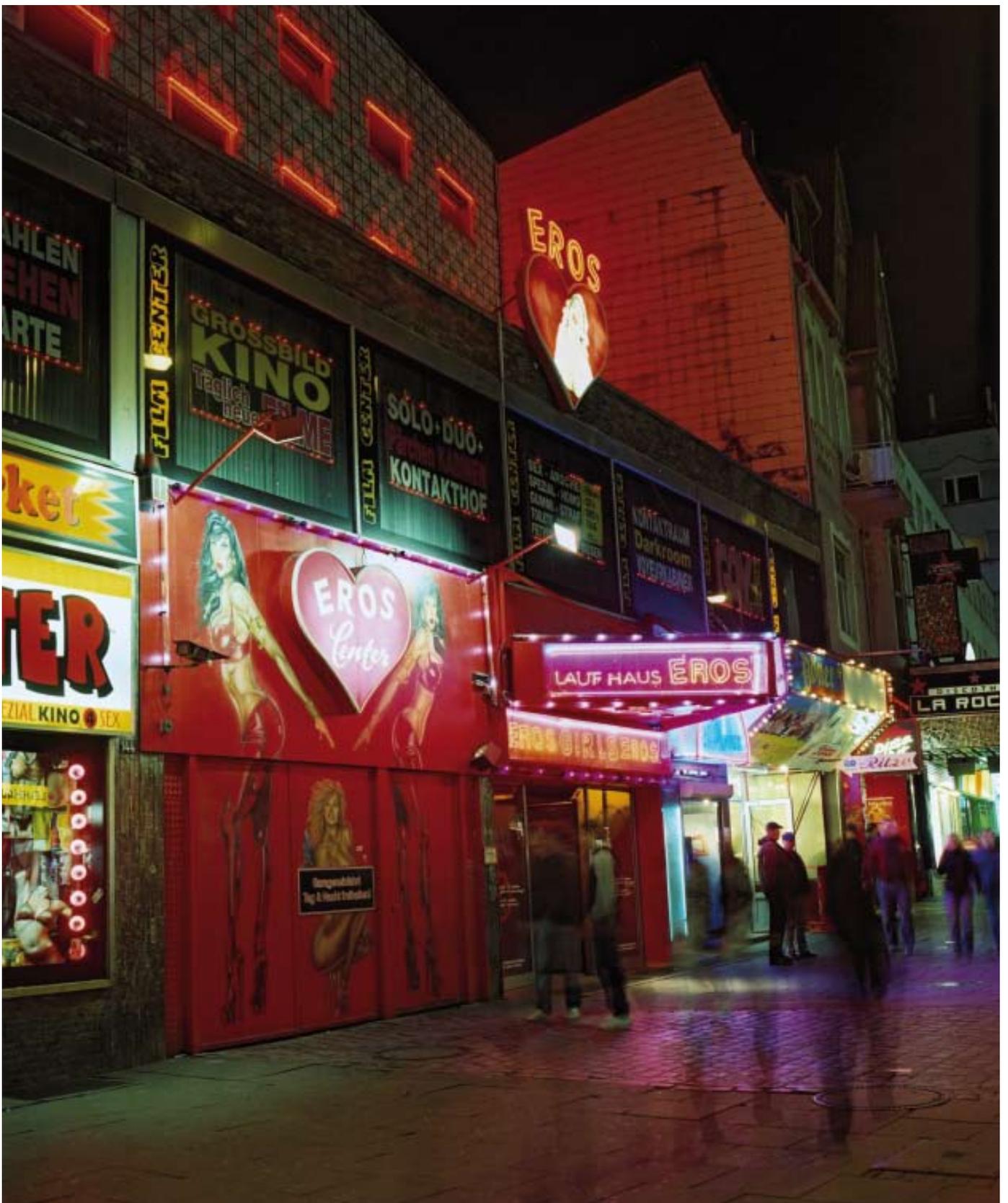
DER PAULUS VON ST. PAULI

In seinem frühen Leben war Peter Töpfer, 61, Herr über hundert Huren. Heute predigt er Gottes Wort – und geht gegen Bordelle auf die Barrikaden

Text: MARKUS WANZECK <> Foto: LUKAS COCH



VOM KIEZ AUF DIE KANZEL
Peter Töpfers neues Leben ist
„geführt von Gott“



EROS-CENTER AUF ST. PAULI

In den Siebzigern war Töpfer
Mitbetreiber des einstmals grös-
ten Bordells Europas

Er blickt über seine Lesebrille auf die Gemeinde und spricht von Vergebung, Bekehrung, Gnade und Glück

Langsam lässt Peter Töpfer seinen Kombi über das Kopfsteinpflaster der Davidstraße rollen, blickt nach links, nach rechts, alles sieht so anders aus und doch wie früher, er biegt ab, hin zum Hans-Albers-Platz. Wie ein Faraday'scher Käfig vor Blitzen schützt, so scheint ihn das Auto vor Einschlägen der Erinnerungen zu schützen. Fast zwanzig Jahre ist es her, dass er das letzte Mal hier war. Aber da ist immer noch diese Angst. Nicht vor irgendwelchen Typen, die ihn noch kennen könnten. Die kommen erst nachts auf die Straße, wenn der Kiez in rosarotes und blaues Neonlicht getaucht ist.

Jetzt leuchtet die Vormittagssonne jeden Winkel des Viertels aus, das noch den Rausch der letzten Nacht auszuschlafen scheint. Alles ruhig, nur Peter Töpfer nicht. Mit tiefer leiser Stimme sagt er: „St. Pauli ist für mich nicht ungefährlich. Auch nach all der Zeit nicht.“ Die Geister der Vergangenheit, ihre Gewalt, ihre Gelüste, sie sind nicht totzukriegen. Aber er hat den Kampf mit ihnen aufgenommen.

Mit Gottes Hilfe.

„Der Herr sagt: ‚Die Last, die ich auferlege, ist leicht zu tragen.‘ Ich möchte, dass mein Leben geführt und geleitet ist von Gott, in allem. Was soll mir da noch passieren?“ Töpfer kennt sich aus mit Gottes Wort. Der stämmige 61-Jährige mit der hohen Stirn und dem Seitenscheitel ist Prediger bei der evangelisch-freikirchlichen Glaubensgemeinschaft „Mission Kwasizabantu“. Mehrere Male pro Woche spricht er vor Kirchengemeinden. In Berlin, in Wolfsburg, in der Schweiz – wo immer das Wort Gottes Gehör findet.

Oft fährt er nach Lindach, ein 3000-Seelen-Dorf bei Schwäbisch Gmünd. Hier liegt die Süddeutschland-Zentrale der „Mission Kwasizabantu“. Nur wenige Schritte neben der missionseigenen Grund- und Realschule steht die Gemeindehalle, ein Wellblechbau, der früher als Lager diente. Knapp 200 Gläubige sind an einem Donnerstagabend im Januar zusammengekommen, um Töpfers Predigt zu hören. Die Männer in Bügelfaltenhosen, die Frauen in langen, weiten Röcken. „Glücklich ist ein Mensch, wenn er sagen kann: ‚Jesus Christus hat die Werke der Finsternis in mir zerstört.‘“ Peter Töpfer stützt den Ellenbogen auf das Pult und blickt über seine Lesebrille auf die Gemeinde. „Wer Sünde tut, der ist vom Teufel“, zitiert er aus dem Johannes-Evangelium. Seine Stimme wiegt sich in sanftem Singsang. Er spricht von Vergebung, Bekehrung, Gnade und Glück. Hinter ihm das erleuchtete Holzkreuz, daneben, auf einer Spanholzplatte, der Bibelvers: „Gott will, dass alle Menschen errettet werden.“ Als seine Predigt endet, tritt der Gemeindeleiter ans Pult. In ge-



mütlichem Schwäbisch bittet er zum gemeinsamen Gesang. Er und Töpfer kennen sich schon viele Jahre. Gemeinsam haben sie schon manches Werk der Finsternis verhindert. 2005 zum Beispiel, als sie in Schorndorf, einem kleinen Ort bei Stuttgart, mit einer Bürgerinitiative gegen die Genehmigung eines Bordells kämpften. „Bordelle“, sagt Peter Töpfer, „sind des Teufels“.

Peter Töpfer parkt an der Davidstraße. Er zögert, einen Augenblick. Dann verlässt er seinen Faraday'schen Käfig und setzt den Fuß dorthin, wo sein Kiezleben begonnen hatte, damals, in den Sechzigern. Vor der Eckkneipe „Anker“ am Eingang der Herbertstraße, dem berühmtesten Straßenstrich Deutschlands, zeigt er auf die Fensterchen im ersten Stock. „Hier, direkt über dem ‚Anker‘, hab ich 1975 mein erstes Bordell eröffnet.“

Als Zuhälter wird man nicht geboren, zum Zuhälter wird man gemacht. Alle sagen sie das auf St. Pauli, die großen Fische und



OBEN LINKS

Töpfers Predigt wird auf Russisch simultan übersetzt

UNTEN LINKS

Nur Töpfers Führerschein hat die Zeitenwende überdauert

OBEN RECHTS

Peter Töpfer spricht nach der Predigt mit einer jungen Gläubigen

die kleinen. Peter Töpfer war ein Fisch irgendwo dazwischen. Direkt nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde er in Meßkirch in Baden-Württemberg geboren, im hügeligen Niemandsland zwischen Donau und Bodensee. Er war Besatzungskind, Schlüsselkind, Problemkind. Seinen Vater, einen Offizier der französischen Armee, lernte er nie kennen. Seine Mutter musste arbeiten, hatte keine Zeit für ihn. Er wuchs auf der Straße auf,

geriet mit der Polizei aneinander: Einbrüche, Schlägereien – als Flucht aus der Langeweile, auf der Suche nach Anerkennung. Seine Mutter hörte Volksmusik. Er wollte ein Rock'n'Roll-Leben. Er musste raus aus Meßkirch.

Als er volljährig wurde, ging er nach Hamburg und heuerte bei der Handelsmarine an. Das Matrosenleben war eine einzige Party. Er sah die Welt und verdiente genug, um sich bei Landgängen zu besaufen. Peter Töpfer lernte Spanisch. Genau ein Wort: „Pastillas contra dolor de cabeza“ – Kopfschmerztabletten.

Immer wieder kehrte er nach Hamburg zurück, wurde Stück für Stück von St. Pauli aufgesogen. Erst als Kneipengast, dann als Freier in der Bordellszene. Bald stand er selbst hinterm Kneipentresen, schenkte Schnaps aus und zog die Kunden so gut es ging über den Tisch. „Istanbul“ hieß diese Kneipe. Da ging alles los, Mitte der Sechziger.“ Vor der Spelunke, die heute „Pils-Börse“ heißt, stehen immer noch Frauen Spalier. „Von da an dauerte es nicht mehr lange, bis ich ein, zwei, drei Prostituierte hatte.“ Er wurde zum Luden. Hatte auf einmal Geld. Viel Geld. Bis zu fünfhundert, manchmal tausend Mark brachte ihm eine Hure ein. Pro Tag. Immer mehr Frauen schafften für ihn an, schon nach wenigen Monaten hatte er sich unter den Kiezgrößen einen Namen gemacht. Einige Jahre später mietete er sich im „Eros-Center“ ein – damals Europas größtes Bordell, das Willi Bartels, der „König von St. Pauli“, mit dem Segen der Stadtväter hochgezogen hatte.

Das Eros-Center heißt heute „Paradise Point of Sex“. Auf dem Weg dahin kommt Peter Töpfer an weiteren Stationen seines früheren Lebens vorbei: Clubs, Diskotheken – „ideale Orte, um frische Mädchen für den Strich zu rekrutieren.“ An der Ecke zur Großen Freiheit biegt er durch eine dunkle Unterführung in einen Innenhof ein. „Das hier war der Kontakthof“, sagt er. Hier warteten die Frauen auf Freier, um sie dann auf eines der 200 Zimmer mitzunehmen.

Mitte der Siebziger schloss sich Töpfer mit anderen Zuhältern zur „Nutella-Bande“ zusammen. Knapp zehn Männer – für die mehr als hundert Huren anschafften. Er investierte sein schnelles Geld in schnelle Autos, in Luxusreisen und Goldschmuck, gönnte sich einen Cadillac Eldorado, ein endlos langes, stolzes Straßenschlachtschiff. Er war nicht mehr Matrose. Jetzt war er Kapitän. Die siebziger Jahre verflogen wie im Rausch, der Geldstrom aus den Bordellen schien unerschöpflich. Das englische Boulevardblatt „Daily Mirror“ kürte St. Pauli zur „Sex-Hauptstadt der Welt.“ Töpfer und seine Kumpane waren ihre Kämmerer. Fast täglich trafen sie sich im „Café Adler“ von Dieter Bockhorn und Uschi Obermaier. Es wurde gekifft, gekokst, und die Zeit dazwischen überbrückten Cognac und Klarer. Sonntagmorgens fanden im Adler Gottesdienste statt, zu denen sich Dealer, Zuhälter und andere Zwielfichtgestalten versammelten. Die Predigten hielt ein blonder, langhaariger Jesus-Hippie, der meist ebenso breit war wie seine Zuhörer.

**Am Eingang der Herbertstraße
macht Töpfer Halt: „Hier hab ich
1975 mein erstes Bordell eröffnet“**

Anfang der Achtziger hatte der Kiez einen Kater. Bisher waren Geschäfte und Meinungsverschiedenheiten mit Geld oder Fäusten geregelt worden. Stets galt der Kiezkodex: Kein Verrat an die Bullen! Keine Waffen! Doch das Klima wurde kälter. Am 28. September 1981 wurde St. Pauli von Schüssen erschüttert. Der Zuhälter Fritz Schröder („Chinesen-Fritz“) verblutete im Boxlokal „Ritze“, der Mord blieb ungeklärt. Töpfer, der „Chinesen-Fritz“ gut kannte, traf Vorkehrungen. „Vorsicht bei Festnahme – Schusswaffengebrauch!“, stand in seiner Polizeiakte. Er kam in eine Sinnkrise. Ist es das wert? Was hat Wert? Er stellte sein Leben in Frage, zum ersten Mal.

Peter Töpfer steht im Kontakthof. „Das ist alles so klein und hässlich, bei Tageslicht.“ Er seufzt. „Am schönsten wär’s, wenn all diese Läden pleite gingen.“ Er tritt wieder auf die sonnen-durchflutete Große Freiheit, über der Reklameschilder für Bier, Discos und Sexclubs werben. Schräg gegenüber steht eine Kirche, St. Joseph. Töpfers Blick wandert ihre Klinkerfassade hinauf. Seine Hände packen die eisernen Gitterstäbe des Kirchentors. Er muss lachen. Es gibt ein richtiges Leben im falschen, scheint ihm das kleine Gotteshaus zu sagen.

1981, zwei Jahre, nachdem die Polizei das Café Adler nach mehreren Drogenrazzien geschlossen hatte, traf Töpfer auf der Straße den Hippie-Prediger wieder. Doch den Hippie-Prediger gab es nicht mehr: Er hatte jetzt kurze Haare, trug einen Anzug, er brauche keine Drogen mehr, sagte er, er brauche nur noch Jesus, der habe im übrigen gerade zu ihm gesprochen. In Südafrika, bei der christlichen Mission „Kwasizabantu“. „Ach du scheiße!“ dachte Töpfer. „Jesus hat zu ihm gesprochen. Jetzt ham’ sie ihn fertig gemacht!“ Doch in seiner Sinnsuche war er auch fasziniert. Er ließ sich zu einem Besuch im Gottesdienst überreden. Mit offenem Hemd und Goldkette lauschte er den Worten des Predigers, der von Neid sprach und von Hass und Hurerei. Töpfer war wie elektrisiert. Er dachte: „Wer hat denn dem mein Leben erzählt?“

Danach war seine Sehnsucht, einen Schlusstrich zu ziehen, nicht mehr zu stillen, weder durch Alkohol, noch durch Drogen. Er trennte sich von seinen Bordellen und gab seine Mädchen ab. Er verabschiedete sich von seinen „Nutella“-Kumpanen. Die wollten ihn in den Urlaub schicken, er solle sich erholen, auf Hawaii. Aber er wollte keinen Urlaub von seinem alten Leben. Er wollte ein neues. Er eröffnete einen Gebraucht Möbelladen in Altona, besuchte Bibelkreise, heiratete seine Freundin, mit der er ein kleines Kind hatte.

Sein neues Leben ist zwei Jahre alt, da hat er „das größte Erlebnis überhaupt“. Peter Töpfers Stimme wird lauter, er gestikuliert. „Während eines Gottesdienstes ging es um diese Bibelstelle, wo die Jünger zu Herrn Jesus sagen: ‚Wenn du willst, kannst du Feuer auf die Ungläubigen herabfallen lassen!‘ Er erwidert ihnen: ‚Ich bin doch gekommen, um zu retten!‘ Das war

wie ein Blitz – und mein ganzes Leben stand mir vor Augen. Ich war so erschrocken!“ Er macht eine beschwörende Geste, sucht nach Worten: „Meine Sünden waren so grausam! Ich spürte auf meinen Schultern einen Sack, der immer schwerer wurde, ich bin aufs Gesicht gefallen und hab bitterlich geweint. Um mich war es stockdunkel.“



**Stets galt der Kiezkodex: Kein
Verrat an die Bullen! Keine Waffen!
Doch dann wurde St. Pauli von
Schüssen erschüttert**

Mission von Gottes Gnaden

Die „Mission Kwasizabantu“ (KSB) ist eine evangelische Buß- und Bekehrungsgemeinschaft mit weltweit ca. 40.000 Anhängern. Der deutschstämmige lutherische Prediger Erlo Stegen gründete sie 1966 im Zulu-Stammesgebiet von Südafrika, „als Gott in seiner Gnade ... eine Erweckung unter den Zulus schenkte“. Die Erweckung, von der es heißt, dass sie mit spontanen Heilungen und anderen Übernatürlichkeiten einhergehen kann, stellt ein

zentrales Element der KSB-Lehre dar. Weitere Elemente sind eine rigide Kleidungsvorschrift, die Körperbetonendes ächtet; ein Schminkeverbot für Frauen; sowie Hochzeitsanbahnungen „im Sinne Gottes“. Manchmal lernen sich die Ehepartner, ähnlich wie in islamischen Traditionen, vor der Heirat kaum oder gar nicht kennen. Kritiker werfen der KSB sektenartige Züge vor (siehe www.ksb-alert.com).



LINKS

Davidwache auf der Reeperbahn:
„Vorsicht Schusswaffengebrauch!“,
stand in Töpfers Polizeiakte

RECHTS

Nach zwanzig Jahren wagt er sich
an den Ort seines früheren Lebens
zurück



Fünfundzwanzig Jahre ist das her. Doch auf einmal ist die Finsternis wieder ganz nah. Er schlägt die Hände vors Gesicht. „Ich lag da. Ich dachte: ‚Jetzt musst du sterben! Jetzt ist es aus.‘ Da hörte ich eine Stimme. Der Gemeindeleiter kniete neben mir, er betete, er las aus der Bibel – all die Stellen, in denen es um die Vergebung der Sünden geht. Ich hörte das. Und spürte, wie meine Schultern leichter wurden. Es wurde... taghell.“ Peter Töpfer spreizt die Finger, blickt mit blitzenden Augen zwischen ihnen hervor. „Da wusste ich: Jetzt hat Gott dir vergeben.“

„Nie wieder zurück!“, sagte er sich damals. Er könne nachempfinden, was Saulus passiert war, als ihm auf dem Weg nach Damaskus das Licht erschien und ihn zum Paulus gemacht hat. Töpfer wollte den Weg zu Gott gehen. Doch seine Frau, „die liebte das Leben“. Seine radikale Frömmigkeit verstörte sie. Sie ließ sich scheiden, nahm die Tochter mit. Töpfer blieb

zurück. Allein, mit Gott – „Gott hat mir das Leben gerettet.“

Wie recht er damit haben sollte, erfuhr er schon bald aus Zeitung und Fernsehen. Der Ehrenkodex zählte nichts mehr im St. Pauli der Achtziger. Im Oktober '82 kommt es zu einer Schießerei im Eros-Center. Klaus Breitenreicher, den alle nur „SS-Klaus“ nennen, und Jürgen „Angie“ Becker von der Nutella-Bande sterben im Kugelhagel. „Wäre ich geblieben, wäre ich auch getötet worden“, sagt Töpfer. Auf dem Kiez kamen mehr als zwei Dutzend seiner Bekannten um. „Mord, Selbstmord, Drogen, AIDS“, zählt er auf.

Peter Töpfer sitzt wieder in seinen dunkelblauen Kombi, sinkt in sich zusammen und schließt die Augen. „Bitte Herr, sei Du weiter mit mir! Amen“, betet er. Dann startet er den Motor. Fahrtziel: „Haus Druhwald“, eine Wohnsiedlung in einem Waldgebiet eine halbe Autobahnstunde südlich von Hamburg – die Norddeutschland-Zentrale der „Mission Kwasizabantu“. Das Zuhause seines neuen Lebens.

Der letzte Schritt in dieses Leben bestand darin, „Dinge in Ordnung zu bringen“, erzählt er auf der Fahrt. „Ich bin zu den Menschen gegangen, denen ich Böses getan hatte, und bat sie um Vergebung.“ Alle haben sie ihm vergeben, sagt er: Ein Kiez-Kollege, der ihn umbringen wollte, die Eltern der Mädchen, die er in die Prostitution gelockt hatte, Betrogene, die noch gar nichts von Töpfers Betrug gewusst hatten. Und eine Frau, die Töpfers Tun nie vergessen konnte. Er hatte sie als Jugendlicher im Alkoholrausch vergewaltigt.

Druhwald liegt auf einer Lichtung zwischen dicht stehenden Buchen, Birken und Fichten. Siebzehn Klinkerhäuser mit Gästezimmern für mehr als 300 Leute stehen darauf, eine Halle für die Gottesdienste, ein von rostigem Maschendraht umgrenzter Bolzplatz, ein Hühnerstall. Rauchschwaden ziehen zwischen den Häusern hindurch. Es wird mit Holz geheizt. Keine Menschenseele weit und breit, es ist atemberaubend ruhig, wenn gerade keine Bibelfreizeiten stattfinden. Acht Familien leben in Druhwald. Und Peter Töpfer.

Nie wieder zurück! In Töpfers Wohnung gibt es nichts, was an die Zeit vor seinem Leben als Laienprediger erinnert. Nur der Führerschein von 1977 hat die Zeitenwende überdauert. Auf dem Wohnzimmertisch eine blumenbestickte Tischdecke. An den Wänden Aquarelle von Landschaften, Bauernhäusern, Bäumen. Hochzeitsfotos seiner „Kwasizabantu“-Brüder und -Schwestern. Und Fotos von Gottesdiensten der Mission in Südafrika. Fast jedes Jahr fliegt er dorthin. Er hat Zulu gelernt. Genau ein Wort: „Yabonga“ – Dankeschön. | < |



| < | Diskussion am Beckenrand im schwedischen Lund. Der Bademeister stellt die barbusigen Aktivistinnen von „Bara Bröst“ vor die Wahl: Anziehen oder Gehen!

Manifest der blanken Brust

Ein Gespenst geht um in Schwedens Badeanstalten: die neue Frauenbewegung nennt sich „Bara Bröst“ – nackter Busen – und fordert „oben ohne“ für alle. Dabei wollte die 22-jährige Studentin Sanna Ferm aus Malmö doch nur einer Freundin zu ihrem Recht verhelfen

Text: TORBEN DIETRICH <>

Foto: CAROLIN GAGIDIS-RAPPENBERG, JULIA LINDEMALM

In der betongrauen Schwimmhalle am Hafenrand planschen ein Dutzend Familien, viele stammen aus dem Iran. Plastikenten und Gummireifen schwimmen auf dem Wasser. Ein Sonntagnachmittag Mitte Oktober, Familientag im „Kockum Fritid“, dem Schwimm- und Freizeitzentrum von Malmö.

Sieben junge Frauen kommen zur Kasse, wollen Tickets kaufen. „Heute ist aber Familientag, es ist reichlich eng da drin“, sagt die Verkäuferin. „Das macht nichts“, erwidert die 22-jährige Sanna Ferm, „wir wollen nur kurz schwimmen gehen.“ Die sieben bezahlen und wollen die Quittung dafür mitnehmen, was eher ungewöhnlich ist.

Kurze Zeit später kommt die Gruppe in die stickige, nach Chlor riechende Halle, jede ein Handtuch bis unter den Hals geschlungen. Als sie am Beckenrand ankommen, lassen sie die Handtücher fallen. Mit nackten Brüsten, nur mit einem Bikinihöschen bekleidet, steigen sie ins Wasser.

Eine muslimische Bedienstete hat heute Badeaufsicht; sie ist schockiert. Verzweifelt ruft sie an der Kasse an, „Was soll ich machen?“ Sie klingt aufgelöst. Was sie sieht, verstößt gegen ihre Religion. Die lauten Gespräche in der Schwimmhalle verstummen, die Badegäste starren die jungen Frauen an. Die ziehen stoisch ihre Bahnen. Die Aufsicht stellt sie schließlich vor die Wahl, entweder Bikinioberteile anzuziehen oder das Bad zu verlassen. Also verlassen die Halbnackten die Halle. Eine der jungen Frauen filmt die Szene. Wenig später tauchen sie – noch immer barbusig – an der Kasse auf und verlangen ihr Geld zurück.



„Die Brust sollte nicht als weibliches Geschlechtsorgan angesehen werden“, heißt es im Bara Bröst-Manifest. Schon bald darauf schritten die jungen Frauen zur „Propaganda der Tat“

Am nächsten Tag kommen Sanna und ihre Freundinnen erneut zur Kockum-Schwimmhalle. Sie wollen den Oberbademeister sprechen und die Schwimmbadsatzung sehen. Wo stehe da, dass sie nicht oben ohne baden dürften?

Ragnhild Karlssons T-Shirt ist olivgrün und zeigt eine weiße Fackel mit wehendem Feuer. Darunter steht „Demokrati, Solidaritet, Nykterhit“ – „Demokratie, Solidarität“, und nicht etwa Nacktheit, sondern „Nüchternheit.“ Die 23-jährige trägt einen Zopf rundum das kurzgeschorene Haare, was entfernt an die ukrainische Ministerpräsidentin Timoschenko erinnert. Nüchtern und politisch sind auch ihre Worte, die sie im „Espresso House“ am Bahnhof von Malmö spricht: „Wir wollen die Situation normalisieren, in der sich Frauen oben ohne bewegen dürfen.“ Sie bestellt sich ein belegtes Vollkorn-Brötchen. Die Logopädie-Studentin aus Malmö war die erste, die für das Frauenrecht auf ein öffentliches Bad mit freiem Oberkörper eintrat – und danach handelte.

Anfangen hatte alles Ende September vergangenen Jahres. „Bara Bröst“ wurde auf dem Küchenboden einer Studentinnen-WG in Malmö, nicht weit vom historischen Zentrum, gegründet. An jenem Abend saßen dort Sanna Ferm und ihre vier Mitbewohnerinnen, alle im Alter zwischen 22 und 25 Jahren, tranken Tee und unterhielten sich über ein Ereignis, das sich

wenige Tage zuvor im nordschwedischen Uppsala zugetragen hatte. Dort wurde ihre Freundin Ragnhild Karlsson aus dem Regionalschwimmbad geworfen, weil sie zusammen mit einer Freundin oben ohne ins Wasser gestiegen war. Klar, dass man etwas unternehmen musste.

Als erstes – so etwas ist immer gut – entwarf Sanna ein Manifest. Darin heißt es, dass die „Brust nicht als weibliches Geschlechtsorgan“ angesehen werden sollte, dass folglich überall, wo „Männer legal oben ohne rumlaufen, es auch für Frauen erlaubt sein soll.“ Und das habe nichts mit Frivolität zu tun. Im Gegenteil: Es sei ein Beitrag dazu, den weiblichen Körper zu entsexualisieren. Kurz nach der Veröffentlichung des Manifests im Internet schritten die Frauen zur „Propaganda der Tat“.

Der Oberbademeister von Malmö heißt Bengt Nielsen. Der 52-Jährige gibt zu: „Wir haben keine geschriebenen Regeln, kein Blatt, auf dem steht, dass es Frauen verboten ist, oben ohne zu baden.“ Nielsen ist schon lange im Geschäft. Seit die Schwimmhalle Mitte der achtziger Jahre als Freizeitzentrum für die mehr als 7000 Beschäftigten der schwedischen Handelsflotte gebaut wurde, ist der entspannt und freundlich wirkende Malmöer der Direktor der Anlage.

Seit über 30 Jahren ist er Bademeister, doch Besucherinnen mit entblößten Brüsten, das sei ihm noch nie untergekommen. „Ich habe nichts gegen nackte Busen“, sagt Nielsen. Andere aber, vor allem ältere Herrschaften, Familien oder Anhänger anderer Religionen sähen das möglicherweise nicht so. „Wenn die Mädchen nackt baden wollen, können sie doch an den Strand gehen“, sagt er, und nennt noch eine weitere Alternative: „Wir haben hier eine nudistische Schwimmgruppe, immer Sonntagvormittags. Da können die jungen Frauen doch einfach mitmachen.“

Aber den Frauen von „Bara Bröst“ geht es nicht ums Nackt sein, es geht um Gleichberechtigung. Bengt Nielsen runzelt die Stirn. „Die Gruppe möchte die weibliche Brust entsexualisieren, ja. Aber damit erreichen sie das genaue Gegenteil.“

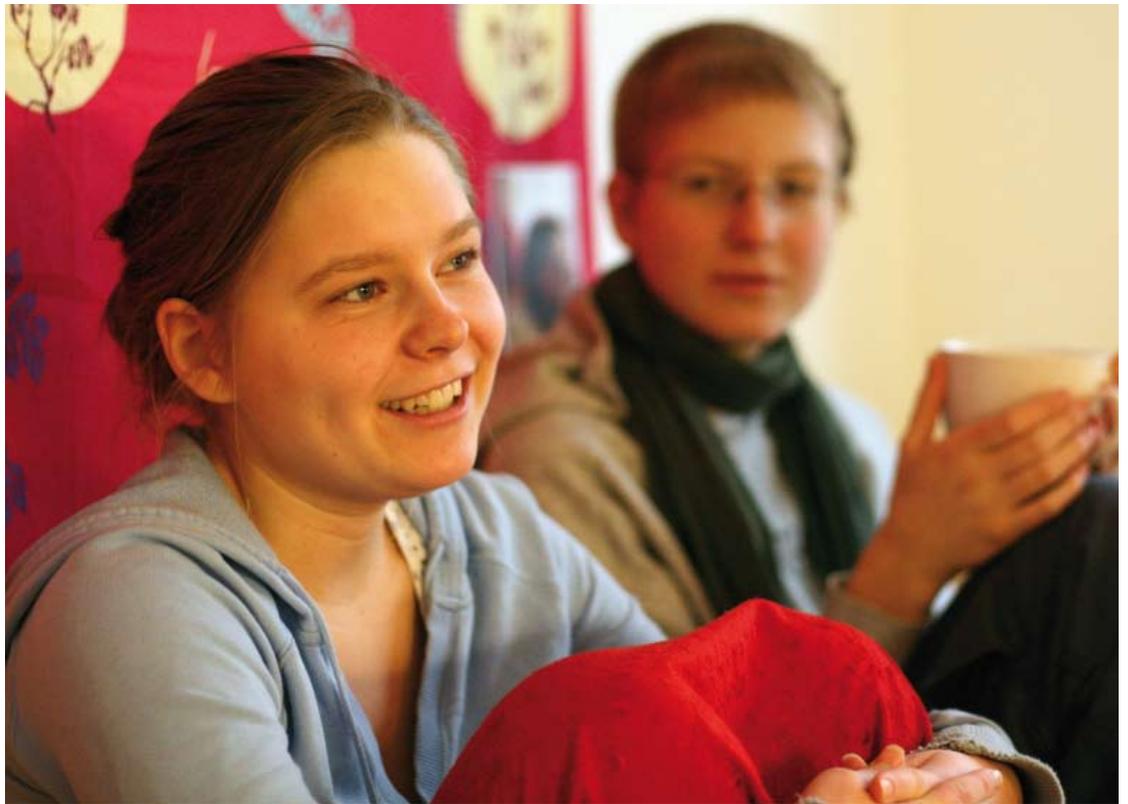
Verabredung mit Sanna und Ragnhild am Möllevangs Torget, Malmös Marktplatz. Ein asiatisches Ehepaar, in dicken Jacken, den Kopf nach unten, trägt schwere Plastiktüten durch den kalten Januarregen. Das Viertel ist international, früher war es ein Problembezirk, Drogen. Der „Baghdad Shop“ ist gleich um die Ecke, ein indisches Restaurant daneben. Heute ist der Stadtteil „in“, als Student wohnt man hier.

Sanna Ferm trägt heute Rot. Roter Rock, roter Pulli, rote Jacke. In Malmö studiert sie Zeichensprache, „einfach, weil es Spaß macht“. Es sei zu witzig, um es nicht zu studieren. Was sie damit machen soll, weiß sie noch nicht, keine Ahnung, sie hat nicht einmal taube Bekannte. Aber dafür nun eine Geheimsprache, die sie mit ein paar Freundinnen benutzen kann.

Zusammen mit ihren vier Mitstreiterinnen wohnt Sanna in einer hellen und großzügigen Wohnung im Erdgeschoss, fast direkt am Marktplatz. An den Wänden Poster, kleine Flugblätter. Werbung für politische Veranstaltungen und Underground-Konzerte. Neben der Wohnungstür hängt das Venus-Symbol, an einer Ecke klebt ein Kunstdruck, der Eierstöcke zeigt.

Die WG-Küche ist groß, der Boden stellenweise sogar beheizt. Sanna und Ragnhild setzen sich an den Küchentisch.

Die Argumente der Gegenseite sind in den Augen der „Bara Bröst“-Gründerin typisch männliche Totschlagargumente. „Sie sagen, dass sie unsere Sicherheit nicht garantieren könnten, dass es mehr Vergewaltigungen geben könnte.“ Sanna schüttelt den Kopf, die blonden Haare im Zopf fliegen herum. „Als ob wir



| < | Sie brachte die Bewegung ins Rollen: Sanna Ferm gründete „Bara Bröst“ im vergangenen Herbst auf ihrem WG-Küchenboden in Malmö

dafür verantwortlich wären, nur weil wir uns in völlig asexuellen Situationen wie beispielsweise im Schwimmbad bewegen, wo jeder Mann oben ohne baden kann.“ Sie atmet scharf ein. Das sei das Problem, ergänzt sie. „Man sieht weibliche Brüste doch nur in sexualisierten Situationen, in Pornomagazinen, in der Werbung, beim Sex.“ Ist genau das nicht der Grund, warum die „Bara Bröst“ – Kampagne das Gegenteil erreichen könnte? Wird dadurch nicht das Schwimmen gehen sexualisiert? Ragnhild streicht eine Haarsträhne zurück, die ihr immer wieder ins Gesicht fällt. „Wir wollen nur einfach so baden können, wie Männer es auch tun“, sagt sie. Und deren Brust könne schließlich auch sexy sein.

Sanna steht auf und bietet ayurvedischen Tee an, Marke „Lebensfreude“, aus Deutschland. Den brachte sie mit, als sie im letzten Jahr für zwei Wochen auf einem Ökohof in Brandenburg jobbte. Die Natur liege ihr besonders am Herzen, sagt sie. Und die sozial Schwachen. Für sie engagiert sich Sanna in einem Pflegedienst in Malmö, der älteren Menschen bei der Bewältigung des Alltags hilft. Außerdem ist sie Mitglied der Grünen Partei, bis vor kurzem auch bei Amnesty International und bei Greenpeace. „Aber da musste man monatlich Beiträge bezahlen.“

Und jetzt also auch noch „Bara Bröst“. Acht mal zogen kleine Gruppen von jungen Frauen bis Ende Januar aus, um in schwe-

dischen Schwimmbädern mit nackter Haut für die blanke Brust zu demonstrieren. In der Kleinstadt Sandviken stürmten sogar 17 junge Frauen die örtliche Badeanstalt. Vor allem aber waren es die Aktionen in Stockholm, Malmö und Lund, die durch die schwedische Presse gingen. „Bara Bröst“ spaltet die politischen Lager. Während konservative Politiker davor warnen, dass blanke Busen im Schwimmbad den sozialen Frieden stören könnten, sehen die Sozialisten darin eine Möglichkeit, die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zu fördern.

Größere Geschichten und kleine Meldungen, Sanna kramt mehrere Dutzend Zeitungsartikel hervor. Die allermeisten sind nicht bebildert. Vereinzelt ist Sanna mit ihrer Aktivistin Freundin Astrid Hellroth zu sehen – nicht barbusig in Schwimmhallen, sondern brav angezogen auf einer Bank. Ein Foto zeigt drei junge Frauen vor einem Freizeitbadeingang, alle schauen entschlossen in die Linse. Ein Spaß ist „Bara Bröst“ längst nicht mehr. „Wir lassen uns nicht im Schwimmbad fotografieren“, sagt Sanna. „Es soll ja nichts besonderes sein, oben ohne baden zu gehen. Es soll normal sein.“ Schwedens Presse sieht das „Bara Bröst“-Netzwerk insgesamt eher positiv. Inzwischen erregen die kämpferischen Mädchen nicht nur in ihrem Heimatland Aufsehen. Neulich riefen Radiostationen aus Kolumbien und Irland zum Interview an, viele Medien halten die kleine Gruppe gar für eine



| < | Sie traute sich als erste: Ragnhild Karlsson (rechts) badete oben ohne im größten Schwimmbad von Uppsala – und flog raus

| < | „Nackter Busen im Schwimmbad ist eine Frage der Gerechtigkeit“ titelte die schwedische Zeitung „Sydsvenskan“

„Volksbewegung“. Auch in Brasilien und den USA wurde schon über die „Schwimmbad-Emanzipation“ berichtet.

Für eine Schar von 30 bis 40 Frauen ist das ein enormes Medienecho. Ragnhild schließt daraus: „Das zeigt, dass wir eine wichtige Frage unserer Zeit ansprechen.“ Auch wenn sie immer wieder aus Schwimmbädern rausgeschmissen werden, genießt Bara Bröst breite Anerkennung, vor allem in der schwedischen Hauptstadt Stockholm. Bei der Online-Abstimmung einer großen Frauenzeitung bekamen sie Zuspruch von über 5000 Frauen. Anscheinend wollen mehr Schwedinnen die bloße Brust zeigen, als man ahnt. „Sind doch bloß Brüste“, sagt Sanna. Sie lächelt. Es ist ein kindliches, mädchenhaftes Lächeln. Anfang Januar kam der erste Erfolg. Die nordschwedische Kleinstadt Sundsvall besitzt nun das erste „top-free-Schwimmbad“ Europas. Dort sieht man die Sache so entspannt wie in den Familien der beiden Oben-ohne-Vorkämpferinnen.

Sanna wuchs in einem liberalen Elternhaus in der Nähe von Malmö auf. Freunde, Eltern und Zwillingsschwester unterstützen sie. Seit sich die kritische Studentin erinnern kann, bewegt sie sich in einem linksalternativen Milieu.

Zwei Katzen streichen durch die Küche und um die Beine, draußen regnet es. „Das sind Soya und Sukp“, erklärt sie, nickt mit dem Kopf in die Richtung der Tiere. Sie rettete bei-

de aus dem Tierheim. Sanna ist Mitglied im Tierschutzbund.

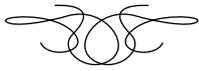
Für „Bara Bröst“ hat sie inzwischen große Pläne. Auf dem Erfolg in Sundsvall wollen sich die jungen Frauen nicht ausruhen. „Wir wollen nicht um jede einzelne Schwimmhalle kämpfen müssen“, betont Ragnhild. Eine allgemein gültige Regel muss her. Im Rathaus von Malmö wird bis zum Sommer entschieden, ob das Baden ohne Bikinioberteil in der ganzen Stadt erlaubt werden soll. Aber Malmö, selbst Schweden ist mittlerweile nicht mehr genug. Das EU-Gesetz ermögliche theoretisch das Baden oben ohne, so Ragnhild. Um diesem Recht zu seinem Durchbruch zu verhelfen, fliegt sie demnächst mit einem Malmöer Grünen-Abgeordneten nach Brüssel. Dort will man mit EU-Beamten über die baren Brüste reden.

Mittlerweile haben auf dem Internet-Blogg von „Bara Bröst“ (<http://barabrost.blogg.se/>) über hundert Besucher aus ganz Europa mit ihrem Namen und ihrer Adresse Solidarität bekundet. Unter ihnen auch viele Männer. „Die sind da engagiert und unterstützen uns“, sagt Sanna.

Kann es nicht sein, dass zumindest einige von denen sich einfach nur freuen, beim Baden halbnackte junge Frauen zu sehen? Die kleine Schwedin zögert kurz, dann verdreht sie ihre blauen Augen: „Na klar, einige von denen wollen einfach nur Busen sehen.“

| < |

ICH BIN EIN MARZAHNER!



Text: TORBEN DIETRICH



| < | Marzahner Ansichten: Für die Verbesserung ihres Images zogen sich junge Bewohner des Berliner Stadtteils aus. Sie wollen damit für mehr Toleranz werben



Die „Bäuerliche Notgemeinschaft Lüchow-Dannenberg“ hat es getan, ebenso eine kirchliche Jugendgruppe in Nürnberg, aber auch politische Organisationen wie die Anarchos der Hamburger „Pogo Partei“ und sogar eine Ortsgruppe der hessischen SPD ließen sich nicht lange bitten: Der eigene Nacktkalender scheint seit einiger Zeit die gängigste Form zu sein, etwas für die klamme Vereins- oder Parteikasse zu tun.

Auch junge Bewohner des Berliner Bezirks Marzahn-Hellersdorf haben alle Hüllen fallen lassen. Sie wollen damit aber nicht etwa Geld vermehren, sondern Vorurteile abbauen. Die Nackten sind Mitglieder der Jugendinitiative „Jeder-anders-alle-gleich“, die mit ihrem Kalender für ein inniges Miteinander der Menschheit wirbt.

Hans Jörg Muhs von der Jugendinitiative: „Die Jungs und Mädels hier haben keinen Bock mehr auf die ewigen Klischees, sie seien alle rechte Schläger und Glatzen, kurz: über Fremden-

feindlichkeit in Berlin-Marzahn. Wir wollten weg vom Gewaltimage und ein Zeichen für Toleranz setzen.“

Für den Kalender zogen sich 31 junge Marzahner und eine Sozialarbeiterin aus. Deutsche und Ausländer, Arbeitslose und Studenten fotografierten sich gegenseitig.

Entstanden sind 28 Kalenderseiten, ursprünglich nur für das Jahr 2008 gedacht. Da jedoch im kreativen Miteinander von Fotografen und Modellen eine Überfülle origineller Nacktheiten entstanden, reichte es noch für das erste Quartal 2009. Ein Vorzug des Marzahner Kalenders ist, dass er umschichtig Männlein und Weiblein auf Vorder- und Rückseiten präsentiert. Vom hüllenlosen Torwart über das nackte Liebespärchen beim Spaziergang bis zur Schwangeren am Wegesrand – der Kalender bedient jeden Geschmack.

Die Imagekampagne findet europaweit Beachtung, mehr noch, „selbst in Neuseeland waren Leute interessiert“, so Muhs. Gegen eine Spende von acht Euro plus Portokosten wird die nackte Marzahner Toleranz in die Welt geschickt.



Hau ab aus Halberstadt!

Im Harzvorland terrorisieren braune Schläger alle Andersdenkenden. Viele junge Leute kehren deshalb der Gegend den Rücken

Text: ANKE LÜBBERT & JULIA ROMMEL <-> Foto: SANTIAGO ENGELHARDT



Nach einer Premierenfeier wurde der Schauspieler Alex auf der Straße überfallen und lebensgefährlich verletzt. Warum er niedergeschlagen wurde, weiss er nicht



Das Jugendzentrum „Zora“ ist ein Ziel rechter Gewalt. Woche für Woche Einbrüche, Brandstiftung, Angriffe auf Besucher

Beschimpft, belästigt, verprü- gelt. Gewalt gehört im Harzvorland zum Alltag vieler Jugendlicher: „Hier kommt jeder mal dran“, sagt Hanna

Mächtig und abweisend erhebt sich die Mauer am Rande der Altstadt, wenige Meter entfernt vom mittelalterlichen Dom und der eintausend Jahre alten Liebfrauenkirche. Was aussieht wie eine Festung, ist das Jugendzentrum „Zora“ in Halberstadt, einer 40 000-Einwohnerstadt im Harzvorland Sachsen-Anhalts.

Als die blaue Eingangstür hinter ihr ins Schloss fällt, entspannt sich Hanna. Das schmale Mädchen mit einem Piercing in der linken Augenbraue lässt sich neben zwei Jungs auf ein Sofa fallen und fragt in die Runde: „Hat jemand eine Kippe?“ In der „Zora“, hinter den dicken Mauern, fühlt sich Hanna sicher. Hier ist Freundesland. Draußen lauern die Feinde. „Faschos“ nennt Hanna die jungen Neonazis, die das Klima in Halberstadt prägen wie in kaum einer anderen Stadt in Sachsen-Anhalt. Der Park, der Marktplatz, die Schulhöfe und die Straßen der Altstadt gehören ihnen. Im Dunkeln als Ausländer oder erkennbar Linker durch die Stadt zu laufen, kann gefährlich sein, lebensgefährlich. „Ich bekomme jedes Mal Angstschweiß, wenn ich in die „Zora“ gehe und mir einer von den Faschos begegnet“, sagt Hanna, die ihren wirklichen Namen aus Angst nicht in der Zeitung lesen möchte.

Hanna ist 19 Jahre alt, und wenn sie zu erzählen beginnt, klingt das wie der Bericht aus einem Kriegsgebiet. Vor drei Jahren wurde ihr Bruder schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert. Neonazis hatten ihn auf dem Heimweg am Abend niedergeschlagen, ihm mit ihren schweren Stiefeln ins Gesicht getreten und anschließend zwei Müllcontainer auf ihn gestürzt. „Es war reines Glück, dass er überlebt hat“, sagt Hanna. Vor vier Monaten, Ende November, erwischte es ihre Freundin. Sie riefen „linke Zecke“, schlugen sie und warfen sie zu Boden. „Sie haben sie auch sexuell belästigt“, sagt Hanna. Neben ihr sitzt Alex und hört mit unbewegtem Gesicht zu.

Mit seinen weichen Gesichtszügen und der rasierten Kopfhaut wirkt Alex fast ein wenig kindlich. Dieses Gesicht war erst vor einigen Monaten in vielen Zeitungen zu sehen: die Nase bandagiert, eine Mullbinde über der Lippe, von Ohr zu Ohr ein Verband. Damals trug Alex noch einen schmalen Streifen roter Haare auf dem glatten Schädel, zu einem Irokesenschnitt frisiert. Leicht zu erkennen als „Zecke“ und daher ein ideales Opfer für die rechten Schläger. Acht Neonazis hatten ihn und 13 Mitglieder eines Schauspielensembles in Halberstadt nach einer Premierenfeier im Juni 2007 brutal verprügelt. Die Bilder des verletzten Alex gingen um die Welt.

Die äußeren Wunden sind verheilt, doch Alex' Stimme wird immer noch leise, wenn er von dem Überfall berichtet. „In den ersten Wochen danach bin ich kaum aus dem Haus gegangen“, sagt Alex. Hanna rutscht auf dem Sofa hin und her, während Alex spricht. „Ich habe oft das Gefühl, dass ich die Nächste bin“, sagt sie dann und zuckt mit den Achseln. „Hier kommt jeder mal dran.“

Szenenwechsel: Im Theater des Nachbarstädtchens Quedlinburg, 15 Kilometer südlich von Halberstadt. Die heutige Vorstellung ist ausverkauft, gespielt wird „Der Kick“. Der Intendant des Nordharzer Städtebundtheaters setzte das Stück nach dem Überfall auf seine Schauspieler auf den Spielplan. Pubertierende



Heute ist es der rechte Terror, der vor allem Jugendliche aus der Stadt vertreibt

Schüler füllen die Reihen. Gebannt schauen sie anderthalb Stunden lang auf die Bühne. Denn es geht um einen wahren Fall: den Mord an einem 16-jährigen Schüler in der brandenburgischen Provinz im Jahr 2002. Vier junge Männer hatten in einer Sommernacht gemeinsam gebechert. Dann kippte der Abend und das Besäufnis endete in hemmungsloser Folter. Die drei anderen quälten den 16-jährigen stundenlang, beschimpften ihn als „dreckigen Juden“ und schlugen ihn schließlich tot. Die Leiche versenkten sie in einer Jauchegrube am Dorfrand, wo sie erst Monate später gefunden wurde.

Vor dem Stück berichten die Schauspieler von ihren Erfahrungen mit rechter Gewalt und erzählen vom Überfall im vergangenen Sommer in Halberstadt. „Der Kick“ kommt der Lebenswelt der Jugendlichen im Publikum offenbar auch ohne diese Erzählungen nahe. Als die ersten Akkorde einer Neonaziband erklingen zum Beispiel, und zwei Jungs mit kurzrasiertem Haar und Flaum um die Lippen grinsend einen schnellen Blick wechseln, um gleich wieder wie ertappt den Kopf auf die Bühne zu richten. Oder als die Mutter des getöteten Jugendlichen auf die Bühne tritt und darüber klagt, dass ihr das Geld für die Sozialwohnung gekürzt würde. Ein schwächlicher Junge verkrampft die Hände ineinander und wippt heftig mit einem Fuß. Wenige Sekunden später springt er auf und verlässt das Theater.

Zur Gesprächsrunde nach der Vorstellung bleibt nur eine handvoll Jugendlicher im Saal. Die Schauspieler wollen von ihnen wissen, was Menschen so gewalttätig werden lässt. Zunächst herrscht Schweigen. Schließlich meldet sich ein Junge im langen schwarzen Mantel mit aufgenähten Patronenhülsen und schwarz gefärbtem Haar: „Ich bin kein Rechter, aber ich kann schon verstehen, dass da so ein Druck ist.“ Fast jeder der Schüler wurde schon einmal von Neonazis attackiert oder hat einen Übergriff miterlebt. Ein Mädchen sagt: „Mir will diese grundlose Gewalt nicht aus dem Kopf. Mich nimmt das alles so sehr mit.“ Abends gehe sie nur noch ungerne aus dem Haus, alleine schon gar nicht. Lange muss sie es nicht mehr aushalten: „In einem halben Jahr, nach dem Abitur, bin ich aus Quedlinburg weg.“

Hanna hat Halberstadt bereits verlassen. Sie studiert Sozialpädagogik in Braunschweig und kommt nur noch an den Wochenenden zu ihren Eltern und Freunden hierher. Und immer dann, wenn einer ihrer Freunde überfallen wurde. Die Wahl ihrer Studienrichtung hat sie einem Sozialarbeiter der „Zora“ zu verdanken. „Er hat sich um mich gekümmert, als ich 13 war und jemanden brauchte“, sagt Hanna und streicht sich Haarsträhnen aus dem Gesicht. „Er hat mir zugehört“.

Doch Hannas Besuche in Halberstadt werden seltener. Sie will sich nicht mehr umdrehen müssen, wenn sie nachts durch die



Kaum einer wagt, offen gegen Rechtsextreme aufzutreten – allenfalls wird ein Graffiti an die Wand gemalt

Straßen läuft und jemanden im Rücken spürt. Manche Orte meidet Hanna im Dunkeln, wie den „Bullenpark“, der so heißt, weil gegenüber die Polizeiwache liegt. „Außer der ‚Zora‘ gibt es doch kaum Angebote für Jugendliche hier. Ich habe das Gefühl, dass die Leute, die hier wohnen, total verloren sind“, sagt Hanna.

In Halberstadt reden die meisten Leute nicht gerne über Neonazis. Kaum jemand mag ein Problem in ihnen sehen. Christian, 26 Jahre alt, sitzt breitbeinig in der Sonne auf dem Marktplatz und streckt ein wenig das Kinn vor, als man ihn nach den Rechten fragt. Seine Haare sind kurz und blondiert, das Gesicht ist zu braun für die Jahreszeit, in jedem Ohr trägt er einen Ring. „Das sind doch nur dumme Jungs, hier wird eh alles viel zu hoch gepusht“, sagt er. Der rote Bürgermeister ist ihm ein Dorn im Auge, er wünscht sich einen, der deutsch denkt. „Wir können uns nicht um die ganze Welt kümmern, wir müssen uns um uns kümmern.“ Es klingt wie die Phrasen der jungen Nationaldemokraten, die gestern noch auf dem Marktplatz standen, um mit Passanten über den „Bombenholocaust“ der Amerikaner zu diskutieren.

Gehört Christian zu den Nazis? Hanna könnte das vielleicht erkennen, sie hat ein Raster, nach dem sie ihr Gegenüber abtastet: Ein „N“ auf einem Turnschuh, eine gestreifte Jogginghose, alles kann etwas heißen. Die Rechten tragen längst nicht mehr nur Bomberjacken, Tarnhosen und Springstiefel, zumindest

nicht bei Tag. Deshalb sind die Zeichen in Halberstadt für Außenstehende nur schwer zu deuten. Irgendwie ähneln sie sich auch alle, die Jugendlichen dieser Stadt.

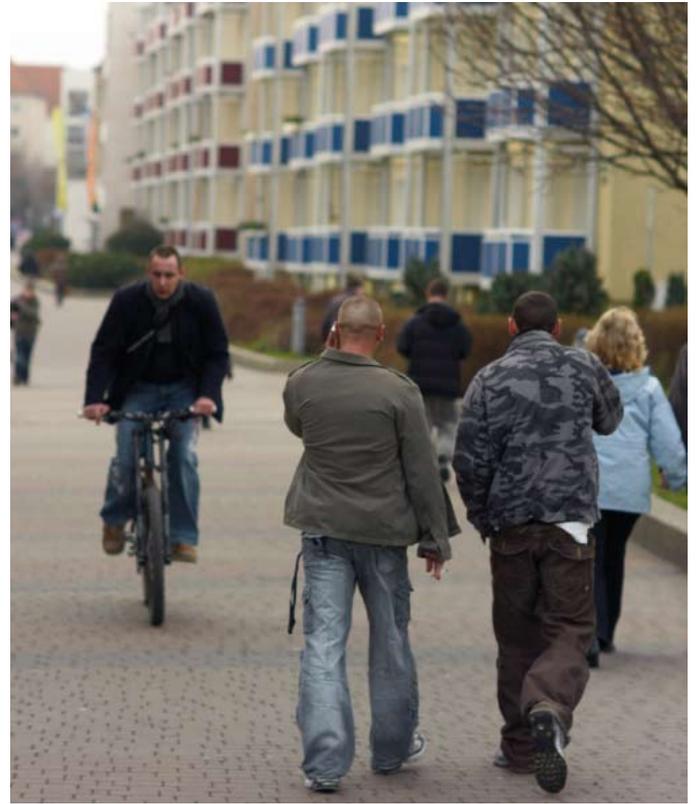
David Begrich ist Mitarbeiter in dem Magdeburger Verein „Miteinander“, seit 1997 beobachtet er die rechte Szene in Sachsen-Anhalt. Seine Einschätzung: „Rechts ist Mainstream.“ Die rechte Jugendkultur ist in Halberstadt wie in anderen Orten der ostdeutschen Provinz längst „Teil des akzeptierten Meinungsspektrums“ geworden. Jugendliche, die sich zur rechten Ideologie bekennen, müssten nicht mehr mit Widerspruch rechnen, Fremdenfeindlichkeit ist in der Bevölkerung weit verbreitet. Jugendliche, die den rechten Lifestyle mit seiner Musik, seinen Attributen und kulturellen Codes nicht mitmachen, werden schnell zu Feinden erklärt.

Eberhard Brecht, Bürgermeister von Quedlinburg, sieht das weniger dramatisch: „Ja, es gibt hier ein Problem mit rechten Gewalttätern.“ Aber, schränkt der SPD-Mann sogleich ein, „das ist der normale Rechtsextremismus, wie eben in ganz Deutschland.“

Bald sind Kommunalwahlen in Sachsen-Anhalt und Bürgermeister Brecht möchte wieder gewählt werden. Am Wochenende schüttelt er deshalb Hände auf dem Marktplatz der Stadt. Quedlinburg ist das Vorzeigestädtchen im Nordharz, die über



Trister Plattenbau, zerfallene Fassaden, hoffnungslose Jugendliche ...



... Halberstadt ist ein Ort, dem man gerne den Rücken kehrt

eintausend Fachwerkhäuser der Altstadt brachten es sogar in den amerikanischen Reiseführer „1000 Places to see before you die.“ Doch die schönen Fassaden können nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier wie in Halberstadt immer weniger Menschen leben. Es fehlen vor allem die, die zum klassischen Bildungsbürgertum zählen. Viele Akademiker, Facharbeiter und Handwerker verließen den Osten Deutschlands bereits vor dem Bau der Mauer 1961. Nach der Wende zerfielen mit der DDR die Staatsbetriebe. Als viele auf der Suche nach Arbeit und Wohlstand in den Westen gingen, leerten sich die Städte ein zweites Mal.

Das Jugendhaus in Quedlinburg hat keine dicken Mauern wie die „Zora“ in Halberstadt. Dreimal wurde es schon von rechten Schlägern überfallen, die Einrichtung demoliert und die Jugendlichen verprügelt. Seither verriegeln die Betreiber abends ab zehn Uhr die Tür und lassen die Rollläden herunter. Wer dann noch ein Bier will, muss klopfen und die Gesichtskontrolle passieren.

Hanna will später mit Jugendlichen arbeiten, Improvisationstheater oder Kunstprojekte anbieten. „Es gibt so viele, die nicht wissen, was sie tun sollen.“ Es klingt, als ob sie plane, einmal nach Halberstadt zurück zu kommen. Aber Hanna sagt: „Ich will nach Norwegen ziehen und mich dort nach einem Job umsehen. Auf keinen Fall komme ich zurück. Ich will nicht, dass meiner Tochter mal der Schädel eingeschlagen wird, wenn sie sechzehn ist.“ | < |

**„Das ist der normale Rechtsextremismus wie in ganz Deutschland.“
Eberhard Brecht,
Bürgermeister von
Quedlinburg, will
sich das Problem
nicht eingestehen**



Ich wurde nie von meinem Schwanz gejagt!

Text: MARKUS WANZECK

”

Oswalt Kolle über den Akt im Alter, die faule Männermasche der 68er und die Fragwürdigkeit sexueller Fastenzeiten.

Herr Kolle, Sie waren einst selbst Journalist – bis Sie zu Deutschlands Aufklärungspapst erkoren wurden. Nervt diese Rolle nicht langsam?

OK: Ich bitt' Sie! Das ist mein Leben, seit vierzig Jahren. Natürlich war das für mich ein Schock. Ich war immer der Fragensteller. Und plötzlich der Gefragte. Ich war der Mann, der fotografierte. Und dann war ich der Mann, der fotografiert wird. Aber... ach, ich hab mich daran gewöhnt.

Die Liebe der Männer erotisieren! Die Liebe der Frau sexualisieren! Das waren damals Ihre Ziele. In welcher Hinsicht waren Sie erfolgreicher?

OK: Ich glaube, in beiden gleichermaßen. Die Männer haben sich entwickelt. Weg von dieser stumpfsinnigen Sexualität der fünfziger Jahre. Damals sah das doch so aus: Man kriegt ein steifes Ding, rammt es irgendwo rein, zuckt ein paar Mal – und das isst. Die meisten Männer haben dazugelernt. Und die anderen stehen heute zu Recht mit dem Rücken zur Wand.

Und wo stehen die Frauen?

OK: Die haben unheimlich aufgeholt. Die Mädels lassen sich heut gar nüscht mehr bieten. Die leben ihre Sexualität sehr selbstbewusst aus, gehen von sich aus auf die Männer zu...

...und wir leben in dem aufgeklärten Paradies, das Sie sich in den dunklen Fünfzigerjahren erträumt haben.

OK: Naja, das auch wieder nicht. Emanzipation, sexuelle Gleichberechtigung – das ist die eine Sache. Aber es gibt ein Manko, und das ist die Aufklärung bei Jugendlichen. Teenager werden immer öfter ungewollt schwanger. Es gibt eine bedrohliche Zunahme von Geschlechtskrankheiten. Diese Sachen werden einfach nicht mehr ernstgenommen. Die Jugendlichen benutzen seltener Kondome.

Wem geben Sie die Schuld?

OK: Jugendliche werden nach wie vor von der Bravo aufgeklärt. Dort wird gezeigt, wie sie mithilfe einer Salbe Analsex machen können. Da werd' ich verrückt! Dreizehnjährige haben doch andere Probleme. Die haben Herzbubbern, wenn sie an ein Mädchen denken. Die fragen sich: „Wie komme ich an die ran?“ Oder: „Was ist mit Masturbation? Darf ich das überhaupt?“ Sexualität ist immer noch ein gesellschaftliches Tabu.

Das war aber doch mal anders. Schwingt das Pendel wieder zurück?

OK: Es geht immer hin und her. Aber da bin ich nie ein Illusionist gewesen. Das war auch mein Problem mit den 68ern. Die dachten, mit einem Ruck kann man das Ganze verändern. Ich hab denen gesagt: „Jungs, dat geht so nich!“ Hunderte Jahre hat die Kirche die Sexualität unterdrückt – das haben die Menschen verinnerlicht. Viele denken ja tatsächlich: Sex ist eine Schweinerei. Sex ist ansteckend. Sex kann nur durch die Ehe gerechtfertigt werden. Solche Sachen. Da muss man dicke Bretter bohren.



| ♥ | In Zeitungskolumnen, Aufklärungsbüchern und Kinofilmen kämpft Kolle seit vierzig Jahren für einen entspannten Umgang mit Nacktheit und Sexualität

Aber die 68er wollten doch auch gegen diese Vorurteile ankämpfen. Warum wettern Sie dann so gegen diese – wie Sie sie gern nennen – „Tübinger Pfarrersöhne“?

OK: Die wollten doch bloß sich selbst befreien!

Immerhin ein Anfang.

OK: Ja, ja. Aber sie taten so, als ob sie die Gesellschaft befreien wollten! Dabei ging es im Grunde nur um eine alte Männermasche: „Wenn du mich wirklich liebst, gehst du auch mit mir ins Bett.“ Das haben sie erhöht und theoretisiert: „Wenn du politisch auf der richtigen Seite stehen willst, gehst du mit uns allen ins Bett.“ Toller Trick.

Den Sie natürlich durchschaut haben.

OK: Ja, ich habe diesen Trick entlarvt. Sex ist keine Politik! Wenn's darum geht, miteinander zu schlafen, muss das spontan geschehen. Irgendwann haben die Frauen das Spiel durchschaut und gesagt: Wir befreien uns jetzt selber.

Bei Ihnen in Holland lief vor kurzem sehr erfolgreich eine Fernsehshow, die die selbstaufgelegte Unspontaneität feiert: „40 Tage ohne Sex“.

OK: Das hab ich mitverfolgt. So ein Unsinn. Das ist so eine alberne christliche Geschichte, dazu möchte ich am liebsten gar nichts sagen.

Für Sie käme solch eine „Fastenzeit“ nicht in Frage?

OK: Nein. Warum auch? Die christliche Religion verkennt, dass der Mensch ein spontanes Wesen ist. Mit Leidenschaft, Liebe, Geilheit. Die Christen haben diese Idee, alles berechnen und kontrollieren zu wollen.

Mit der christlichen Idee der Monogamie konnten Sie sich auch nie so recht anfreunden. Sie haben geheiratet, waren aber untreu. Würden Sie sagen, dass das die Basis einer glücklichen Ehe ist?

OK: Naja, ich und meine Frau, wir haben das so gelebt. Und es war gut so – sonst wären wir nie so lange zusammen gewesen. Wir haben uns immer geliebt, waren füreinander da. Aber ab und zu haben wir eben auch mal 'nen Freund und 'ne Freundin gehabt. Doch wenn einer lebenslang monogam sein will, soll er das machen.

Der Aufklärungspapst hält Monogamie für möglich?

OK: Ja, die kann es geben. In der Sexualität gibt es einfach alles. Das hab ich gelernt. Grundsätzlich gibt es zwei Arten von Menschen: Die einen haben sehr früh großes Interesse an Sexualität, anderen ist sie nicht so wichtig. Sexualität, das geht von sieben Mal am Tag bis sieben Mal im Leben.

Bei Ihnen wohl eher ersteres.

OK: Ja, und wer in jungen Jahren großes Interesse an Sex hat, hat es meistens bis ins hohe Alter.



| ♥ | Familie Kolle beim FKK-Urlaub auf Sylt (Filmausschnitt aus „Dein Kind, das unbekannte Wesen“, 1970)

Oswald Kolle, der „Aufklärer der Nation“, machte sich in den sechziger Jahren mit Sex-Kolumnen als Journalist einen Namen.

1968 kam sein Film „Das Wunder der Liebe“ erst durch die Zensur, dann in die Kinos – und wurde neben Disneys „Dschungelbuch“ zu einem der Kassenschlager des Jahres. Es folgten weitere Leinwandwerke wie „Deine Frau, das unbekannte Wesen“ oder „Zum Beispiel: Ehebruch“. Seine Aufklärungsbücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Kolle, der in diesem Jahr seinen 80. Geburtstag feiert, lebt seit den siebziger Jahren in Amsterdam. Seine Frau Marlies, mit der er fast ein halbes Jahrhundert verheiratet war, starb im September 2000.

Sie werden dieses Jahr achtzig. Klappt's noch so wie früher?

OK: Es wird weniger. Der körperliche Abbau setzt Grenzen. Aber die Sinnlichkeit bleibt. Die Lust bleibt. Die Fantasie bleibt. Und was den Körper angeht, kann man sich ja heutzutage helfen lassen.

Sie halten seit einigen Jahren Vorträge über Sex im Alter. Was erzählen Sie den Leuten?

OK: Da gibt es besonders viel Aufklärungsbedarf. Bei einem dieser Vorträge sagte ein junger Mann zu mir: „Warum soll ein Siebzjähriger noch Viagra nehmen? Der hat doch schon genug Schönes erlebt!“ Dem hab ich gesagt: „Dann nehmen Sie doch gleich Ihrem Großvater die Brille weg und sagen: Alter, du hast genug gesehen!“

Der sexuelle Akt im Alter ist also nichts, wofür man sich schämen müsste?

OK: Ich finde es nach wie vor spannend und befriedigend.

Sagen Sie sich nicht ab und zu: „Ach, es wär' doch schön, wenn mein Schwanz mir langsam meine wohlverdiente Ruhe ließe!“?

Warum lachen Sie?

OK: Naja, ich werd' doch nicht vom meinem Schwanz gejagt! Wurde ich nie. Was ist denn das für eine Idee? Dass einer mit seinem Schwanz denkt – allein die Vorstellung macht mich krank!

Manchen Männern wird das unterstellt.

OK: Denen muss man auf die Finger hauen. Aber das eigentliche Problem ist wieder so eine christliche, katholische Idee: Die Trennung von Körper und Seele. Das Gute oben! Das Böse unten! Nach dem Motto: „Wenn der Herr uns nur nicht diesen scheußlichen Unterleib gegeben hätte, wäre alles besser!“ Sie können sich vorstellen, dass ich gegen solche Schweinereien ankämpfe.

Ihr Aufbrausen legt diesen Gedanken nahe.

OK: Sie können doch den Menschen nicht teilen! Der letzte Papst sagte noch kurz vor seinem Tod: „Wenn ein Mann seine eigene Ehefrau begehrend anschaut, begeht er im Herzen bereits Ehebruch.“ Da soll man sich nicht aufregen? Heerrgott noch mal!

Aber außerhalb des Vatikans ist die Welt doch sexuell aufgeschlossener geworden. Können Sie sich darüber gar nicht freuen?

OK: Schon. Aber immer noch versuchen manche Ewiggestrige, den Krieg zu gewinnen, den sie in den sechziger Jahren verloren haben. Immer wieder kommt diese Antisexualität hoch! Dagegen werde ich weiter ankämpfen. Früher war ich ein zorniger junger Mann – und jetzt bin ich eben ein zorniger alter.



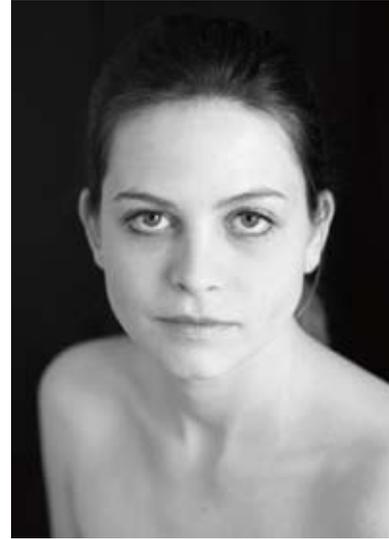
DIE AUTOREN



ANKE LÜBBERT
anke-luebbert@gmx.de



KETY QUADRINO
k.quadrino@gmx.de



CAROLIN GAGIDIS-RAPPENBERG
carolin.gagidis@gmx.de



MARKUS WANZECK
markus.wanzeck@gmail.de



SARA MOUSLY
post@mously.de



SARAH-JUANA HOLZ
sarah-juana@gmx.net

Ω Ein volles Jahr haben wir miteinander verbracht. Gemeinsam haben wir gelacht, gelernt und gelitten. Geduldig haben wir die ständig klingelnden Handys von „Philippo“ überhört und die schwäbische Einöde nicht nur überlebt, sondern bei Kässpätzle und Trollinger auch lieben gelernt.

Sogar als unser Kollege Frederik Klaustermeyer uns für den Weser-Kurier verließ, blieben wir tapfer. Nach der Toskana-Reportagereise, diversen Praktika, noch diverseren Umzügen und der Arbeit am GO-Heft, werden wir uns jetzt wieder zwischen Greifswald und Turin in alle Winde



ANNE MEYER
annekatrinemeyer@gmx.de



TORBEN DIETRICH
t.dietrich1@freenet.de



KRISTIN OEING
kristin.oeing@gmx.de



SASCHA HELLMANN
sascha.hellmann@web.de



SELINA BYFIELD
s.byfield@web.de



JULIA ROMMEL
julia.rommel@web.de

verstreuen. Doch nach so viel Schweiß, Tränen und Bewährungsproben als Team ist klar: Wir bleiben zusammen. Von der Schule geht es in den Salon, den Textsalon. In diesem edlen Ambiente wollen wir es zukünftig halten wie Hemingway: Erst erleben, dann schreiben.

 Kostprobe?
www.text-salon.de



Hier erfahren Sie mehr – www.porsche.de oder Telefon 01805 356 - 911, Fax - 912 (EUR 0,14/min).

**Zugegeben, auch weiß.
Aber kein unbeschriebenes Blatt.**

**Das Aerokit Cayman
von Porsche Exclusive.**



PORSCHE